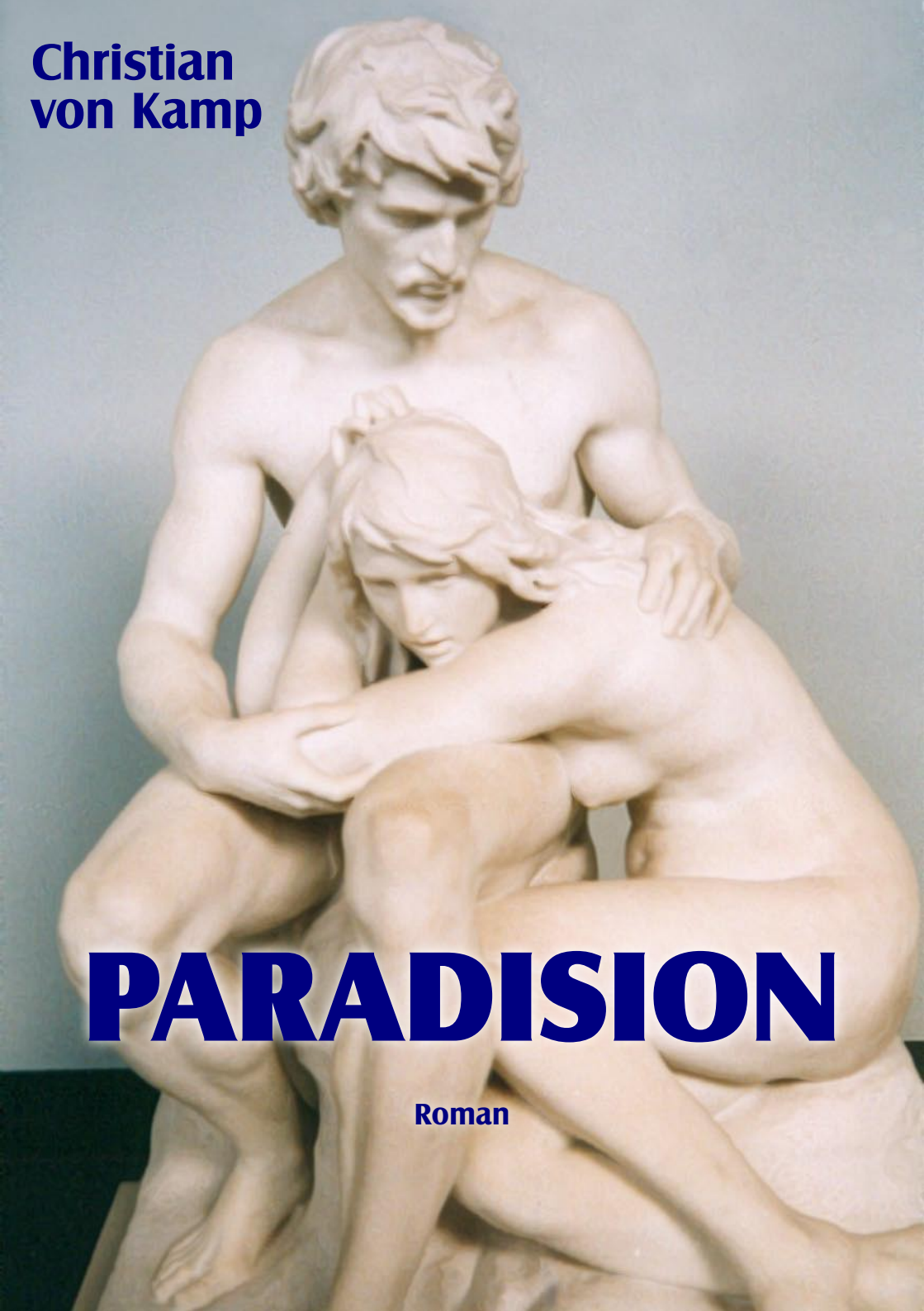
Christian von Kamp



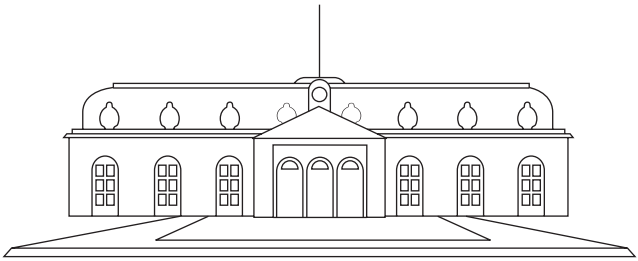
PARADISION

Roman

Christian von Kamp

PARADISION

Roman



Für die eBook-Gestaltung danke ich
ganz herzlich Herrn Matthias Klemm!

eBOOK
BIBLIOTHEK
littera scripta manet
http://www.ebook-bibliothek.org

Düsseldorf 2004
© Alle Rechte beim Autor Christian von Kamp
http://www.christian-von-kamp.de

Eine Kellnerin sieht in die Zukunft: Endlich haben die Menschen es geschafft. Im Immerwährenden Reich muß keiner mehr für seinen Lebensunterhalt sorgen, Krankheiten gibt es nicht, alle sind glücklich und zufrieden. Die Gründer des Weltstaats haben Fehler vergangener Zeitalter ausgemerzt. Langeweile, Überdruß, Kinderfeindlichkeit, die zum Untergang vergangener Kulturen führten, sind unbekannt. Es ist wie im Paradies.

Ein junges Erzieherpaar teilt die Begeisterung der Bevölkerung für die Regierung. Bis eines Tages einer ihrer Schüler entführt wird. Auf der Suche nach ihm entdecken sie das schreckliche Geheimnis um die Entstehung des Reichs …

Düsseldorf, September 2004

I. DEREINST …

Moni

„Alle sind splitterfasernackt? Wirklich? Wie die Menschen im Paradies?“

Es war nicht mein erstes und nicht mein letztes Staunen an diesem Abend. So viel Fremdes und Seltsames hatte ich noch nie in so kurzer Zeit gehört. Und doch kommt mir etliches, wenn ich im nachhinein darüber grüble und es in Worte zu fassen versuche, bekannt vor. Vielleicht wiederholen sich die Zeiten in irgendeiner Weise — bei allem Eigenartigen und Einzigartigen, das jedes Zeitalter hat und das in der gleichen Form wohl nicht wiederkehrt.

Wenn ich es jemandem erzählen würde — kein Mensch würde es mir glauben. Jedenfalls kein vernünftiger. Dabei kann ich beschwören, daß ich es so und nicht anders gehört habe. Gut, ein wenig hatte ich schon getrunken, deshalb geht man ja in die Kneipe. Aber nicht mehr als fünf oder sechs Glas Bier; na ja, vielleicht waren es acht. Und eine halbe Flasche Wein. Die Nacht war auch lang, und als wir uns trennten, wurde es schon hell.

Ob ich das Buch veröffentlichen soll? Ich weiß es nicht. Bin mir noch unsicherer als damals nach dem denkwürdigen Bericht, mit dem alles anfing. Erst mal eine Weile liegen lassen. Vielleicht bleibt es einfach so eine Art Tagebuch, nur für meine Augen bestimmt — und Moni werde ich es zu lesen geben, klar. Ihr, als meiner „Muse“.

Dabei wollte ich doch gerade mit dieser Geschichte weg von den Krimis, von der Tätersuche aus dem Rezeptbuch. Der lesenden

Welt zeigen, daß ich anderes kann als nur dem Mörder auf der Spur sein. Thriller mit Versatzstücken aus Gerichtsakten, zusammengestellt nach dem Baukastenprinzip, und, für mich unfaßbar, erfolgreich. Ich wollte endlich einmal mein wahres Können, meine Phantasie, beweisen. Schaut her, ich kann mehr, als die immer gleichen Elemente neu anzuordnen, ich kann mehr, als die Zickzackkurve der Handlung jedesmal anders in das Schema einzuzeichnen. Ich kann schreiben, wie ein richtiger Schriftsteller, nein: als richtiger Schriftsteller, zum ersten Mal in meinem Leben.

Wenn ich an einem Buchprojekt sitze, will ich nicht im vorhinein schon wissen, wie das Ende aussieht, an welcher Stelle ich die größte Spannung einbauen muß, wann ich die falsche Fährte lege, wo die überraschende Wendung eintritt. Eine routinierte Schreibe, Gefühl für das gewisse Etwas, Organisationstalent, eine Portion Glück, gute Beziehungen, und schon sah ich mich mit Agatha Christie verglichen. Aber ich will mehr als nur scheinen. Doch diese neue Geschichte ist nichts weiter als ein Erlebnisprotokoll — und wieder werden die Leser, falls das Buch veröffentlicht werden sollte, an meine Phantasie glauben, obwohl diese doch auch hier nicht zu ihrem Recht kam. Letztlich wurde es doch so etwas wie ein Krimi, zwar ohne Inspektor und Kommissar, aber mit Bösewichten, üblen Taten und einer langen Suche nach der Wahrheit.

Wie alles begann? Es war einer jener Tage, an denen zuerst alles zu mißlingen scheint, und dann wird es am Ende doch etwas Wundervolles, gänzlich unerwartet.

In der Post ein Schreiben meines Verlegers. Er möchte, daß ich eine Lesetour mache. Alles war schon minutiös ausgearbeitet, natürlich nur als Vorschlag. Ich hasse das. Publikum ist nicht mein Ding. Interviews sind schon gräßlich, aber Vorlesungen vor einer gebildeten (oder was auch immer) Menschenmenge, und dann anschließend die immer gleichen Fragen, beantwortet mit den immer gleichen Phrasen. Warum sind Menschen nur

Massenwesen? Eine Anhäufung von mehr als drei oder vier Personen empfinde ich schon als Zumutung. Na ja, ganz alleine zu sein ist auch nicht das Wahre. Am wohlsten fühle ich mich mit ein oder zwei Freunden.

Als nächstes kam der Anruf von meinem Steuerberater. Das Finanzamt will mich prüfen.

Und dann das trübe Wetter. Dunkelgraue Wolken, die schnell dahinzogen. Schon seit Wochen kein Sonnenschein. Paßte, genaugenommen, ganz gut zu meiner Stimmung. Meine Unzufriedenheit stieg beinahe stündlich. Werde mich wohl von meinem Verleger trennen müssen, wenn er weiterhin meine „Mordmenü"-Reihe als das einzige mir angemessene literarische Schaffen ansieht und alle anderen Ideen ablehnt. Aber es dauert, bis ich aus dem Vertrag rauskomme, und ob ich einen anderen Verlag finde, der das Risiko einer Partnerschaft mit mir ganz ohne Morde eingehen möchte, ist die große Frage.

Mit Roger verabredete ich mich für diesen Abend wie üblich in der „Kunstschmiede". Sich ausquatschen bei ein paar Pils war jetzt das einzig Richtige. Um zehn rief er an und entschuldigte sich: Sein Bruder und seine Schwägerin waren unerwartet zu Besuch gekommen. Ob wir nicht morgen abend …

Das erste Glas schmeckte unerwartet gut. Ich fühlte mich im Augenblick ganz wohl so alleine, auch wenn ich es mir zuerst nicht eingestand. Nur wenige Gäste saßen an den anderen Tischen. Dienstag eben. Ich bestellte mir bei Rudi eine Lasagne. Unübertrefflich. Moni schien nicht da zu sein. Schade, mit ihr hätte ich gerne, später am Abend, wenn sie mehr Zeit haben würde, ein paar Worte gewechselt. Sie hatte erst vor kurzem hier angefangen, als Rosie, die in letzter Zeit immer giftiger geworden war, sich endlich entschieden hatte zu kündigen. Der halbe Stadtteil hatte aufgeatmet. Seitdem kamen auch wieder mehr Gäste. Wer läßt sich schon gerne beim Biergenuß ständig belehren und zurechtweisen?

Hier zu sitzen und den anderen zuzusehen oder, halb dösend, einfach vor sich hin zu schauen, ist doch immer wieder wohltuend. Kein grelles Neon. Einige Funzeln an den Wänden, ansonsten auf jedem der kleinen Tische eine Kerze in einer Lambrusco-Flasche. So richtig das Klischee einer Künstlerkneipe. Mir gefällt's. Ich liebe diese schummerige Atmosphäre, sie beruhigt mich jedesmal.

Da hinten hängt auch mein Foto an der Wand, mit krackeligem Filzstift-Autogramm, direkt neben Heinrich Böll. Keine Ahnung, wie mir diese Ehre zuteil wurde. Na ja, die Kunstschmiede hat bessere Zeiten erlebt, als hier noch echte Künstler herkamen. Jetzt sind nur noch Erinnerungen vorhanden. Gelegentlich treten Kleinkünstler auf. Der Flügel müßte mal wieder gestimmt werden.

Vielleicht ist es deshalb so gemütlich hier: der melancholische Duft des Vergangenen. Kerzenruß an den Wänden als Rückstand früheren Ruhms. Das Leben ist in den Mauern versickert, die noch ein wenig davon ausstrahlen.

Es war schon Mitternacht, als die trüben Gedanken des Tages langsam zurückkehrten.

Gerade wollte ich zahlen, da trat regennaß Moni ein. „Teilen wir uns noch eine Flasche Merlot?" fragte sie mich und war schon in der Küche verschwunden. Gerne blieb ich sitzen. Sich mit ihr zu unterhalten hatte immer etwas Befreiendes. Die Gegenwart der meisten meiner „Freunde" und Bekannten finde ich eher anstrengend. Es wird mir fast immer erst im nachhinein bewußt, ich fühle mich dann leerer als vorher, mehr oder weniger entkräftet. Bei Moni ist es anders. Und das, obgleich sie gerne viel redet, was mir bei anderen gar nicht behagt. Durch sie bin ich nachher bereichert, seltsamerweise auch körperlich gestärkt.

Nach drei Minuten stand der Rotwein auf dem Tisch. Moni setzte sich mir gegenüber. „Eigentlich hab' ich heute frei, aber ich konnte nicht schlafen, und da dachte ich mir, schau mal vorbei, vielleicht kannste ja noch mit jemand plaudern."

Rudi winkte von der Küchentür. „Macht's gut, Ihr Lieben." Wir beide waren jetzt allein.

„Du siehst so mitgenommen aus." Monis fröhliches Gesicht wurde ernster. „Probleme?"

„Wie man's nimmt. Das Finanzamt. Und der Verlag nervt wieder."

Sie grinste. „Das ist doch nicht alles, oder?"

„Keine Ahnung, ob du hellsehen kannst, oder ob mein Gesicht mal wieder Bände spricht. Na ja … Im Moment bin ich mit einigem unzufrieden. Vor allem mit mir selbst. Das Leben als Krimi-Autor hab' ich mir anders vorgestellt. Wenn ich mal freier gestalten will — eben nicht nur Schema F, nicht nur schwarzweiß — oder auch ironischer, hintergründiger, zieht der Verlag nicht mit. Allmählich wachsen mir diese beinahe-perfekten Morde aus den Ohren."

„Du lebst doch ganz gut von den Verbrechen." Sie sah mich mit unbewegtem Gesicht an, aber ich nahm ihr nicht ab, daß sie es ernst meinte.

„Aha, du denkst, ich soll die Perfektion noch weiter perfektionieren. Die Mordmenüs noch schmackhafter kreieren. Wohl bekomm's."

Ein sehr schönes Dunkelrot, als ich das volle Weinglas vor die Kerzenflamme hielt.

„Jetzt mal ehrlich", sagte Moni. „Was hast du dir so vorgestellt?"

„Tja, ich weiß eben nicht. Am liebsten würde ich erst mal eine Weltreise machen, dann kämen die Geschichten ganz von alleine. Ein Entwicklungsroman, Selbstfindung, echte Liebe … da gäbe es tausend Themen. Nur eben kein Kitsch, keine Sentimentalität. Es muß sich in mir wie von selbst entwickeln, langsam entfalten, und zum Schluß hat sich etwas Lebendiges auf Papier niedergeschlagen."

„Wie im Traum?" Moni schwenkte das Glas und beobachtete den kreisenden Wein.

„Ja, in gewisser Weise schon. Natürlich glaube ich nicht, daß einer sich zum Schlafen hinlegt, und schon schlägt der Genieblitz ein. Vielleicht ganz selten mal. Und doch: Irgendwie muß es in einem schon drin sein, man kann nicht einfach lernen, Künstler zu sein. Manchen ist es halt gegeben, und anderen eben nicht. Lernen kann man nur, die Ströme, die aus einem fließen, besser zu lenken."

„Vielleicht solltest du mal ein Buch über Kunsttheorie schreiben?"

War das nun ironisch gemeint? Ich überlegte, ob ich eben doziert hatte. Dazu neige ich, daher hatte ich mir seit einigen Wochen fest vorgenommen, mich hierin zu ändern. Bin ich denn ein Lehrer? Ich hasse es, wenn andere in Gesprächen zu Pädagogen mutieren, und ebenso hasse ich es auch an mir.

„Träume die Wahrheit", tönte es auf einmal aus Monis Mund.

„‚Lebe deine Träume' … Komm, hör auf, verarschen kann ich mich selbst. Mir ist es verdammt ernst. Ich stecke in einer Krise."

Sie sah mich stirnrunzelnd an. „Ich hab' mich vielleicht ungeschickt ausgedrückt. Habe einfach nur darüber nachgedacht, was du vorhin sagtest." Sie zögerte. Ihr Gesicht wirkte ängstlich, doch nach wenigen Sekunden lächelten die Augen wieder.

„Es gibt seltsame Dinge …"

Was sollte denn nun schon wieder diese geheimnisvolle Andeutung?

„Weißt du …" Sie zögerte und griff nach meiner Hand, die sie festhielt — zugegeben, mir war jetzt etwas eigenartig zumute — „weißt du, man muß nicht um die Welt reisen, um was zu erleben."

Sie schwieg. Auch ich sagte nichts.

„Ich glaube nicht," fuhr sie nach einer Weile fort, „daß ich krank bin im Kopf, nein. Es ist die Wirklichkeit, die ich erlebe. Fast täglich."

Mir wurde immer mulmiger.

Sie ließ meine Hand los. „Möchtest du lieber gehen?"

„Unsinn! Komm, erzähl.“ Ich wollte sie noch fragen, ob ich ihr irgendwie helfen könne, unterließ es dann aber.

„Es passiert meist nachts, wenn ich aufwache. Auf einmal spüre ich, es ist wieder soweit. Und dann bin ich plötzlich drin, in der anderen Welt. Oder, nein, keine andere Welt, sondern … eine andere Zeit. Ich glaube, es ist in der Zukunft. Vielleicht in dreitausend Jahren, oder noch weiter weg … weiß nicht.“

Ich wollte etwas fragen, aber mehr als einen offenen Mund brachte ich nicht zustande.

„Seit drei Monaten geht das jetzt schon so … Willst du hören?“

Natürlich wollte ich hören. Ich nickte stumm. Mein Gesicht muß in diesem Augenblick ganz schön einfältig ausgesehen haben.

Und sie begann zu erzählen. Was sie mir da, nach anfänglichem Zögern, ganz unbefangen berichtete, klang so natürlich, so echt, als schilderte sie mir einen Einkaufsbummel oder einen Besuch im Schwimmbad. Ihr Verhalten hatte sich dabei nicht im mindesten verändert. Wie zuvor schaute sie mich mit klaren, lebendigen Augen an. Ich konnte nichts Krankhaftes, Wahnhaftes, Übersteigertes an ihr erkennen, keine Halluzinationen. Und doch war alles so … Immerhin bin ich ein rational denkender Mensch, und etwas in mir wehrte sich gegen die Vorstellung, daß das „wahr“ sein sollte.

Kurz und gut: Moni erzählte mir von so etwas wie „Bildern“, die in ihr immer wieder von einer anderen Zeit, oder einer anderen Kultur, oder sollte ich besser sagen: einem seltsamen Staat, aufstiegen. Die Bevölkerung lebt in einem paradiesischen Zustand, allen Menschen scheint es — soweit Moni es „beobachten“ konnte — prächtig zu gehen.

Sofort dachte ich an die märchenhaften Berichte von Atlantis, der sagenumwobenen Insel, die eines Tages in der Tiefe versank. Aber in Monis Beschreibungen kamen nirgendwo Küste oder Meer vor, es gab keine magischen Kristalle, die den Staat mit Energie oder Lebenskräften versorgten, und von Sittenverfall

bei der Bevölkerung in Monis „Gesichten“, einer der spekulativen Ursachen des Untergangs der atlantischen Zivilisation, konnte nun wirklich keine Rede sein. Im Gegenteil, das Leben verlief dort geregelt und, man könnte fast sagen, sittenstreng.

Moni plauderte drauf los, munter gestikulierend und so begeistert, als erzähle sie von den ersten Worten ihres Babys. Es war geradezu eine Lust, ihr zuzuhören.

Bewog reine Erzählfreude sie, mich zum Eingeweihten zu machen? Oder was war der Grund? Zeitweise vermutete ich, sie hätte die Hinterabsicht, mir Stoff für einen Roman zu liefern. Aber dann wieder sprudelte es so frei aus ihr heraus, daß ich an ein bewußtes Motiv nicht glauben konnte.

Ein grünes Paradies mit reicher Vegetation, Flüsse, Seen, viele Wälder, oder besser: Parkanlagen, denn selbst natürlich und ursprünglich erscheinende Landschaften trugen Züge von Kultivierung.

Dann wiederum die Städte: Sie wirkten fast organisch gewachsen, nicht so sehr von Menschenhand erbaut. Trotz der großen Bevölkerungszahl sind es keine Riesenstädte, sondern — für unsere Vorstellungen — eher Kleinstädte, locker verteilt in der weiten Landschaft und durch gewundene Straßen miteinander verbunden. Auch in den Gemeinden selbst sind kaum gerade Verkehrswege zu finden. Die Wohnhäuser, wenn man sie so bezeichnen soll, gruppieren sich unregelmäßig um Gemeinschaftseinrichtungen, so wie in unserm Mittelalter die Gebäude sich um die Kirche oder den Dom ordneten. Alle Bauten nur wenige Stockwerke hoch. Die Zimmer der Wohnungen sind eine schwer zu beschreibende Mischung aus höhlenhaften Vertiefungen und kristallinen Ausformungen, selten finden sich flache Wände. „Irre gemütlich — und wunderschön.“ Während innen eher pastellartige Farben vorherrschen, die glimmen, ein dezentes Licht ausstrahlen, wobei Farbton und Helligkeit sich im Laufe des Tages unmerklich ändern, sind die Behausungen von außen kräftig

koloriert, in Farben „etwa von der Art, wie man sie kurz vor dem Einschlafen sieht, Farben, die es eigentlich in der ‚Wirklichkeit' gar nicht gibt, in wahnsinnig vielseitigen Kombinationen und Mustern."

Und Fahrzeuge oder sonstige Transportmittel für Personen? Anscheinend nicht vorhanden. Jedenfalls hat Moni keine gesehen.

„Die Menschen: Wie sehen die aus?"

„Schön. Ganz einfach ästhetisch. Gut, unterschiedlich groß und dick sind sie schon. Aber ich habe keinen einzigen wirklich häßlichen Menschen zu Gesicht bekommen, auch keinen beschädigten oder verkrüppelten. Alle sehen gut aus, die Kinder, die Erwachsenen, die Alten. Verschiedene Hautfarben, dunkelbraun, Milchkaffee, rot, weiß, gelb. Sie haben mehr oder weniger wohlgeformte Gesichter. Und insgesamt ausgewogene Körpermaße. Keine Frau hat einen Hängebusen oder Oberschenkel wie Baumstämme, kein Mann einen Bierbauch — manche wohl ein Bäuchlein."

„Du weißt aber viel. Zu viel. Sie tragen wohl alle durchsichtige Kleidung, wie?"

„Ungläubiger Thomas", lachte Moni und nahm einen Schluck. „Ganz einfach: Alle sind nackt. Kleidung gibt es nicht."

„Alle sind splitterfasernackt? Wirklich? Wie die Menschen im Paradies?"

„Alle. Jung und alt. Unterschiedslos … Jetzt schau mich nicht so staunend an. Wenn es unser beschissenes Wetter erlaubte, und meine Figur, und mein Alter, und meine lieben Mitmenschen, würde ich auch so rumlaufen. Ist doch viel bequemer. Die haben dort das ideale Klima, und sie sehen alle beneidenswert gut aus. Warum sollen sie das nicht zeigen? Und sich in der milden Luft unbeschwert fühlen, nicht eingeengt durch Kleidung?"

Moni hatte eine selbstverständliche Art an sich, die mich schneller überzeugte, als ich eigentlich wollte.

„Aber warum sehen sie alle so gut aus? Das kann doch nicht sein, es ist unnatürlich."

„Kann ich nicht sagen, eine Erklärung dafür hab' ich noch nicht gefunden … Da fällt mir ein, so ganz unbekleidet sind sie doch nicht …"

„Ach ja?"

„… sie tragen dezent verschiedene Schmuckarten, meistens in Gürtel- und Bänderform: an den Armen, Handgelenken, Unterschenkeln, und manche auch um den Bauch. Ebenso die Kinder. Aber bei den Kleinsten habe ich nur schmale Armreifen gesehen."

Mir schwirrte der Kopf. Es fiel mir nicht leicht, mir das alles vorzustellen, auch wenn Moni es so überzeugend vorbrachte.

„Und wie sieht so ihr Leben aus? Auf der Straße? Gehen sie arbeiten? Wie verbringen sie die Freizeit? Spielen sie, oder …"

„Halt, halt", lachte Moni. „Wir haben doch Zeit, oder? Warum alles auf einmal?"

Ich kramte unruhig in meinen Hosentaschen, ohne zuerst zu wissen, was ich überhaupt suchte. Na ja, vor einer Woche hatte ich zu rauchen aufgehört, gewohnheitsmäßig fingerte ich nach einer Packung Zigaretten.

„Ihr Leben ist schon geregelt, mit Arbeit, und Freizeit … obwohl, ‚Arbeit' in unserem Sinn ist das sicher nicht, sie schuften nicht, um sich den Lebensunterhalt zu verdienen, das brauchen sie gar nicht, sondern sie machen es aus ganz anderen Gründen … Du fragst nach ihrer Freizeit, und da fällt mir ein, ich hatte eben vergessen zu berichten, daß es außer den ‚Städten' auch Spiel- und Erlebnisorte gibt. Sie sind unbeschreiblich vielfältig und abwechslungsreich. Sport- und Wettkampfanlagen, große Hallen — oder Höhlen — mit Schwimm- und Dampfbädern, mit Speisetempeln, wo auf großen Tischen Mahlzeiten von ungeheurer Raffinesse aufgetragen werden, nicht weit davon entfernt Tiergärten, dann gibt es Räume mit Skulpturensammlungen —

wir würden sie Museen nennen —, weiterhin Liegebereiche mit Lichtvorführungen, harmonischen Klängen und feinen Düften. Oder sie sitzen als Gruppe im Freien, manchmal ein Lagerfeuer in der Mitte, und einer erzählt Geschichten. Und, und, und. Ich würde diese Orte vergleichen mit unseren Freizeitparks, oder Saunaparadiesen, oder … Es ist von allem etwas, und jede dieser Anlagen anders. Dabei wirken sie so … ausgeglichen, sie bieten Anregung und Ruhe, sprechen die Muskeln ebenso an wie den Geist oder die Sinne, in jedem Bereich unterschiedlich, und nirgends hat man den Eindruck der Übertreibung oder Gigantomanie oder Geschmacklosigkeit …“

„Aber diese Einrichtungen, die können doch auch verweichlichen, so wie du sie mir beschreibst. Ich denke da an die alten Römer mit ihren Thermen.“

„Sollte man meinen“, dehnte Moni geheimnisvoll ihre Stimme, „wenn …“ Schweigen.

„Nun sag schon.“ Meine Unruhe und Neugierde gingen mit mir durch.

„Es gibt da noch andere Anlagen. Kleine Zellen, karg wie im Gefängnis. Dort erhalten sie nur ‚Wasser und Brot‘, würden wir sagen, schlafen auf dem Boden. Sie verbringen Tage in den dunklen Löchern, wie in Einzelhaft. Und sie werden in Gruppen gedrillt. Unternehmen weite Märsche, kennen Schmerzen, Kälte, Hitze. Sie sind, wenn ich es richtig mitbekommen habe, dazu verpflichtet. Aber keiner wird mit Gewalt genötigt. Dennoch machen alle mit. Sie lernen von Kindesbeinen an, sich zu beherrschen, auch im größten Überfluß. Und das Erstaunlichste: Es gibt niemanden, der sich langweilt, der Lebensüberdruß empfindet. Alle … echt: alle sind interessiert am Leben und an der Welt, es wird viel gelacht, viel geredet, viel unternommen …“

Moni hielt inne. Worüber dachte sie jetzt nach?

„Das klingt alles so … so perfekt“, brach es aus mir heraus. „Wie von einem Übermenschen geplant.“

„Genau das habe ich auch schon gedacht. Sie haben das Gesamte so eingerichtet, daß es funktioniert. Alles scheint im voraus bedacht, sogar die Überraschungen, das Unerwartete."

„Wer sind ‚sie'?"

„Ich weiß es nicht", beteuerte Moni ratlos. „Es gibt da eine Regierung, einen Rat der Weisen. Aber sie sind, soviel ich weiß, auch nur die Ausführenden der Regeln, die alles bestimmen."

„Soviel du weißt … soviel du weißt. Woher weißt du es denn? Kannst du mir das mal verraten? Schwebst du über den Menschen? Erzählen sie es dir? Oder … hast du einfach eine beneidenswerte Phantasie?"

Im nächsten Augenblick schon bereute ich diese Unterstellung. „Tut mir leid, Moni, tut mir leid. Vergiß es." Ihr Bericht wühlte mich innerlich mehr auf, als ich es zuerst hatte wahrhaben wollen. Warum eigentlich? Sah ich in Moni etwa … Konkurrenz?

Sie blickte mich irritiert an.

„Ich halte dich für o.k., für völlig gesund", beeilte ich mich zu sagen. „Es ist eben schwer zu verdauen. Eine nicht gerade alltägliche Geschichte … höchstens alle zwei, drei Wochen kommt mir so was unter." Ein magerer Scherz, aber Moni spürte meine Absicht und schien versöhnt zu sein.

„Weißt du", begann sie langsam wieder, „ich sehe das nicht von außen, sondern — wie soll ich sagen — aus den Menschen heraus, durch sie hindurch. Von einer Sekunde zur anderen bin ich in einen von ihnen hineinversetzt, und alles ist fast so, als wäre ich er selbst. Ich sehe, höre, rieche, schmecke, fühle durch ihn … Seine Gedanken werden zu meinen Gedanken, seine Freude oder Trauer zu meiner … Versteh mich richtig, ich werde nicht dieser Mensch, ich bleibe mir bewußt, daß ich eine andere Person bin. Es ist einfach so, als ob er mich teilnehmen läßt, an seinen Sinneseindrücken, seinen Gedanken, seinen Gefühlen."

„Faszinierend. Sogar seine Gedanken. Aber … gibt es denn da keine Übersetzungsschwierigkeiten? Ich meine: Wie verstehst

du ihn denn? Der spricht und denkt doch wohl eine ganz andere Sprache."

„Stimmt. Die Sprache versteh' ich nicht. Genau so gut könnte ich 'nem Südsee-Insulaner zuhören. Mir wird einfach … die Bedeutung bewußt. Auf diese Weise war ich schon in den verschiedensten Menschen drin, in Kindern und Frauen und Männern. Aber immer ist es in dieser Zeit gewesen, von der ich dir gerade erzähle. Dadurch kenne ich mich dort nach und nach ganz gut aus. Es ist so reich, was ich erlebe, fast jede Nacht. Früher bin ich gerne verreist — in letzter Zeit habe ich nicht mehr das geringste Bedürfnis danach … Du verstehst mich, nicht wahr?"

Wieder lag Ängstlichkeit in ihrem Blick. Ich nickte ihr beruhigend zu.

„Seltsam", fuhr sie fort, auf einmal wieder munter, „in den letzten Tagen bin ich immer bei derselben Person ‚Zuschauer'. Ein junger Mann, so etwa 20 Jahre alt."

„Wie heißt er denn?"

„Kann ich dir nicht sagen. Den Namen habe ich schon häufiger gehört, aber ihn aussprechen … unmöglich. Für mich nenne ich ihn ‚Jun', als Abkürzung von Junge. Ein besonders hübscher Kerl …"

„Woher …", unterbrach ich.

„Na, ich seh' ihn doch, durch seine Augen, in spiegelnden Flächen. Ich mag ihn. Ein wenig nachdenklich, der Junge, und nicht so gesellig wie die meisten seiner Altersgenossen. Vielleicht liegt's daran, daß er so richtig schön verliebt ist in sein Mädchen."

„Die du, vermute ich, ‚Mä' nennst."

„Falsch. Sie ist keine Zicke. ‚Mai' heißt sie bei mir."

„Wie der Monat."

„Wie die Maid. Auch sie ist in ihn verknallt."

„Also sind sie erst seit kurzem zusammen."

„Wieder falsch. Sie kennen sich schon länger."

„Dann muß das ja was Ernstes …“, begann ich eine witzig gemeinte Bemerkung. Moni schaute mich jedoch so eindringlich an, beinahe beleidigt, daß ich meinen Mund hielt und mir weitere Scherze über das Thema verkniff.

„Wie lange sie sich lieben, weiß ich nicht“, seufzte sie. Eine Romantikerin. „Aber ein Paar sind sie seit ihrem sechsten Lebensjahr.“

Ich mußte schlucken. Zugleich amüsiert und resigniert nahm ich zur Kenntnis, daß Moni mir überlegen war. An jeder beliebigen Stelle konnte sie überraschende Details bringen, und ich hatte sie hinzunehmen. Warum eigentlich sollte ich mich darüber ärgern?

„Nun, die Paarbildung wird vorgenommen, sobald sie sechs sind.“

Ehrlich, konnte ich das wissen?

„Denn dann werden die Paare — Junge und Mädchen — nach ihrem Charakterprofil zusammengestellt. Und in den meisten Fällen hält es ein Leben lang.“

„Woher weißt du das nun schon wieder?“

„Aus den Gesprächen von Jun und Mai. Sie sind beide Kindererzieher und befassen sich natürlich viel mit diesen Themen.“

„In Mai warst du noch nicht drin?“

„Nein. Ich kann es mir nicht aussuchen. Ist auch nicht nötig, ich bekomme ja durch Jun mit, was zwischen den beiden läuft. Allerdings: Durch ihre Augen hätte ich schon mal gerne geschaut.“ Monis Brustkorb senkte sich.

Ich Spätzünder. Erst jetzt begriff ich, daß sie in ihn verliebt war, zumindest ein wenig. Ein Glück für Mai, daß daraus keine Konkurrenz entstehen konnte.

„Und wie sieht das Mädchen aus?“ Wollte ich Moni etwa ärgern?

„Nun, für meinen Geschmack hat sie zu kleine Brüste, zu wenig Hintern, und zu verträumte Augen. Jetzt … schaut sie ihn auch noch so eindringlich an. Und er … er sieht tief in ihre Augen.“

„Wie? Was?“ Ich inspizierte ihr Gesicht. Es sah entspannt aus, aber keineswegs wie in Trance.

Moni lächelte mich an. „Schau nicht so erstaunt. Ich bin wieder in ihm.“

Etwas mehr Effekt hätte ich nun doch erwartet. Aber daß ihr die „Bilder“ einfach so kommen … Nicht einmal Räucherstäbchen oder Bergkristall gab es hier. Das einzig atmosphärisch Stimmige waren die Dunkelheit und die Kerzenflamme.

„Was siehst du?“

„Jun befindet sich im … Erziehungsgarten — ich nenne den Ort einfach mal so. An seiner Seite Mai. Er hält eine kleine Karte in der Hand. Sie gehen auf und ab. Ringsum Obstbäume. Der Garten ist weiträumig umzäunt. Jun schaut auf das Kärtchen. Darauf Zeichen, wie eine Schrift. Jun blickt auf zu Mai. ‚Ich verstehe das nicht‘, sagt er zu ihr … sinngemäß. Dabei fühle ich in mir Ratlosigkeit aufsteigen — oder vielmehr in Jun, aber es ist mir, als ob ich es fühlte. Mai sieht mich ebenfalls ratlos an … na ja, sie schaut Jun so an, aber es ist mir, als ob … du weißt schon. Am besten, ich rede von dem, was er erlebt, in Ich-Form, das fällt mir leichter. Also: Jetzt sehe ich, daß einige der kleinen Kinder unter den Bäumen spielen, andere auf den Eingang zu den unterirdischen Räumen zugehen. Alles süße kleine Nackedeis. Unseren Weg kreuzt gerade ein junges Paar, händchenhaltend, beide sechs oder sieben Jahre alt. Sie tragen gleichartige Armreifen. Ich tauche für einen Moment aus dem Grübeln auf und blicke den beiden nach. ‚Scheint die richtige Auswahl gewesen zu sein‘, rufe ich Mai zu. Sie schaut den beiden ebenfalls hinterher. Mir wird’s warm ums Herz, doch dann fällt mein Blick wieder auf die Karte. ‚Ich sehe, du weißt auch keinen Rat‘, sagt Mai zu mir.“

Moni erzählte weiter und weiter. Immer flüssiger ging es ihr über die Lippen, dennoch fiel es mir nicht leicht, ihr zu folgen. Ich habe versucht, ihre Erzählung zusammenhängend niederzuschreiben. Das war um so schwieriger, als sie manchmal

unvermittelt in der Zeit vor- oder zurücksprang. Drei oder vier Mal waren es sogar mehrere Jahre, die sie plötzlich in die Vergangenheit von Jun zurücktauchte. Nach einigen Stunden, als ihre Konzentration nachließ, brach sie auf einmal ab. Ich hoffe, es ist mir einigermaßen gelungen, die Ereignisse richtig wiederzugeben und sie nicht zu verfälschen. Allerdings kann ich nicht völlig ausschließen, daß ich dem einen oder anderen Geschehnis eine Bedeutung beigemessen habe, die es ursprünglich nicht hatte. Ganz selten mag mir auch der Fehler unterlaufen sein, eigene Gedanken hinzugefügt zu haben. Bei aller Vorsicht glaube ich aber, sagen zu dürfen, daß das folgende — wie selbstverständlich auch das vorher Berichtete — die Wahrheit ziemlich genau wiedergibt.

Mai und Jun

Sollten es möglicherweise die Erbanlagen gewesen sein? Gene, die ein regelwidriges Verhalten bewirkten? Jun erinnerte sich, daß in seiner weiteren Verwandtschaft innerhalb von fünfzehn Jahren drei solche Fälle vorkamen. Der erste sollte seinen Festtag überschatten. Diese Fälle wurden nie vollständig aufgeklärt. Seltsam die Geduld, mit der seine Familie das Unglück hinnahm und bald wieder zum Alltag zurückfand. Später wiederholte es sich dann bei Puu, und das wurde eine längere Geschichte.

Die erste Formel, die Jun — im Alter von drei Jahren — lernte, lautete: „Das Leben ist reich und schön. Sei dankbar dafür!"

Jun erinnerte sich auch als Mann noch genau an seinen persönlichen „Tag der Ersten Formel". Es war ein großes Fest, das für ihn gehalten wurde, als man ihn für reif genug befand. Am frühen Morgen kamen seine Familie — Eltern, Großeltern, Urgroßeltern, Onkel, Tanten, seine älteren Geschwister — und seine beiden Erzieher in dem Festsaal zusammen, er saß auf einer Art Thron in der Mitte, während sich seine Lieben kreisförmig um ihn herum stellten. Da es sich um einen besonderen Anlaß handelte, trugen die Teilnehmer ausnahmsweise Kleidung, bestehend aus prachtvollen bodenlangen Umhängen mit goldenen, silbernen und kupferfarbenen Mustern.

Zunächst schlossen alle die Augen und schwiegen. Jun, ganz aufgeregt, war sich der Größe des Ereignisses bewußt. Nur seinetwegen waren sie hier versammelt. Das anfängliche Himmelblau des Raumleuchtens ging langsam in einen türkisfarbenen

Dämmerton über. An der Decke erstrahlten Sterne. Jun wurde ruhiger, seine Augen, die er vor lauter Unruhe nicht hatte schließen können, fielen zu.

Auf ein Zeichen des Vaters hin sagten alle leise: „Hör, Jun." Und Inee, seine Erzieherin, die er so sehr liebte, sprach mit ihrer hellen Stimme langsam: „Hör, Jun. Das Leben ist reich und schön." Ein Echo wiederholte diesen Satz. Und Luur, Juns Erzieher, den er nicht ganz so sehr mochte, weil er streng sein konnte, sagte jetzt mit einer Milde im Ton, die ihn erstaunte: „Sei dankbar dafür." Wieder ein Nachhall der Worte. Jetzt ließen sich alle im Kreis auf ihre Knie nieder, setzten sich auf ihre Fersen, ergriffen die Hände der Nachbarn, so daß der Kreis sich schloß, und wiederholten einige Dutzend Male die Formel: „Hör, Jun. Das Leben ist reich und schön. Sei dankbar dafür."

Danach gratulierten sie ihm, küßten ihn, und man verließ den Saal. Draußen lachten sie und redeten laut durcheinander. Inee trug Jun auf den Schultern. Sie schlenderten wohlgelaunt aus der Stadt hinaus und kamen zu einem Weg, den Jun bisher noch nicht gesehen hatte. Nach kurzer Zeit — sie hatten inzwischen ein Waldstück durchschritten — öffnete sich vor ihnen, halb unterirdisch gelegen, eine weite Höhle. Sie traten ein. Nachdem sie mehrere Säle mit verschiedenfarbig leuchtenden Wasserbassins, in denen sich Leute entspannten, hinter sich gelassen hatten, betraten sie einen gewölbten Raum, in dessen Mitte eine große runde Marmorscheibe wie von Zauberhand gehalten in Armhöhe über dem Boden schwebte und langsam rotierte. Sie war reich gedeckt mit kostbarem Geschirr und Speisen, die jede für sich wie ein Schmuckstück aussah. Derartiges hatte Jun noch nie gesehen, er kam aus dem Staunen nicht heraus. Die Gesellschaft nahm Platz auf den Liegen, der Vater begann eine kurze, feierliche Ansprache, die die Mutter fortsetzte und beendete, und dann widmete man sich dem Essen. Als Jun nach oben blickte, sah er, daß an der Decke des Raums im Zeitraffertempo

Schlingpflanzen wuchsen und wucherten, die Wände hingegen waren behangen mit den verschiedenartigsten Früchten. Da erschien auf einmal mitten im Saal ein Bild, eine Waldlichtung in der Abenddämmerung. Jun sah Rehe, die friedlich grasten — er kannte diese Tiere schon, sein Vater hatte sie ihm auf einem Spaziergang gezeigt. Seine Aufmerksamkeit wurde auf den Rand der Lichtung gelenkt; dort tauchten Wildschweine auf, die sich aber grunzend wieder zurückzogen. Und dann, an einem Eichenstamm, verfolgten zwei Eichhörnchen einander. Ja, der Spruch stimmte, fühlte er jetzt, das Leben war reich und schön.

Das Mahl war gerade beendet und man wollte zu weiteren Festtagserlebnissen aufbrechen, als ein entfernter Verwandter hereingestürzt kam und die entsetzliche Nachricht brachte: Hamu, ein Cousin Juns, zwei Jahre älter als er, war spurlos verschwunden. Oder vielmehr: Die Ausführenden Beamten hatten ihn abgeholt. Man habe ihn „für andere Aufgaben bestimmt", lautete die einzige Erklärung, die sie gaben.

In der Stadt hatte man wohl schon einmal von einem vergleichbaren Fall gehört, der sich vor vielen Jahren hier ereignet haben soll. Es wurde gemunkelt, mit dem damals mitgenommenen Kind sei „etwas nicht in Ordnung" gewesen. Aber daß sich derartiges wiederholen könnte, und zwar in der eigenen Familie, damit hatte niemand gerechnet.

Die Eltern von Hamu eilten sofort zu der regionalen Behörde, um zu erfahren, was mit ihrem Sohn geschehen sei. Als sie zurückkehrten, wirkten sie sehr bedrückt, weigerten sich aber, ihren Anverwandten das Ergebnis der behördlichen Auskunft mitzuteilen. Sie baten sie nur, nicht mehr weiter über die Sache zu sprechen. Nach Jahren erfuhr Jun unter der Hand, sein Cousin habe eine deutliche Neigung zu cholerischen Anfällen gezeigt. Ein andermal ließ ein Onkel die Vermutung hören, mit seinen neuen Aufgaben ginge es Hamu sicher prächtig. Sonst vernahm Jun nichts mehr über ihn.

Übrigens: Die Erste Formel hörte Jun seit dem Festtag mehrmals täglich, von seinen Eltern, bei denen er wohnte und schlief, und von seinen beiden Erziehern, die ihn vormittags betreuten.

*

„Vergiß nie: Jungen und Mädchen, Frauen und Männer sind — bei allen unterschiedlichen Eigenschaften und Fähigkeiten — gleichwertig."

So lautete die zweite Formel, die man Jun ab dem zehnten Tag nach dem Kennenlernen der Ersten Formel beibrachte.

Die Weisen — so erfuhr Jun nach und nach — kannten die Menschen ganz genau, bis in ihr Innerstes. Sie wußten, wie Menschen denken, fühlen und handeln. Und aus diesen ihren Erkenntnissen hatten sie die Formeln geschaffen, die Spruchweisheiten, welche sicherstellten, daß das Zusammenleben aller gelang, daß die Kultur blühte, daß jeder einzelne glücklich und zufrieden war. Sie hatten die Lebensregeln längst untergegangener Zivilisationen genauestens analysiert, vorurteilsfrei die Fakten von den Ideologien getrennt und so ein Verhaltenssystem geschaffen, das die Fehler vergangener Zeitalter vermied. Ihre Kultur, die schon seit weit über tausend Jahren bestand, sollte das Schicksal früherer Zivilisationen nicht treffen. Diese Gesellschaft würde nicht zugrunde gehen oder nur noch dahinvegetieren. Ein Zeitalter der Dekadenz und des Überdrusses gäbe es bei ihnen mit Sicherheit nicht. Sie waren kurz davor gewesen, in die Phase des kulturellen Niedergangs einzutreten, vor etwas mehr als zweihundert Jahren. Damals — niemand aus der Bevölkerung wußte Genaueres darüber, aber darauf kam es ja wohl auch nicht an — war der Rat der Weisen entstanden und hatte in wenigen Jahrzehnten, im Rahmen der Errichtung des jetzigen Reichs, die Formeln erstellt. Sie waren nicht gänzlich unabänderlich, manchmal wurde der Wortlaut an hinzugewonnene Erkenntnisse

angepaßt, manchmal kamen neue Formeln hinzu. Es gab eine Behörde, bei der jeder Verbesserungsvorschläge einreichen konnte, die dann gegebenenfalls — nach eingehender Prüfung — dem Rat zur Entscheidung vorgelegt wurden. Allerdings nutzte kaum jemand diese Möglichkeit. Die Bevölkerung war weitestgehend zufrieden. Wozu dann Änderungen einführen?

Auch geschlechtsbedingte Verhaltensweisen hatte der Rat genau geprüft. Wenn die Menschheit glücklich sein sollte, mußten die biologischen Unterschiede zwischen Männern und Frauen offengelegt und anerkannt werden. Jeder mußte wissen, wie er dem anderen gerecht wird, wie er auf das andere Geschlecht eingeht. Von Kindheit an. Reibungsverluste und Unglück aufgrund geschlechtsbedingter Mißverständnisse durfte es nicht geben. Im Gegenteil, die Geschlechter mußten mit ihren unterschiedlichen Veranlagungen zusammenarbeiten, sich gegenseitig ergänzen. Auch dies von Kindheit an. So führte der Rat die Regelung ein, daß Jungen und Mädchen gemeinsam zu erziehen waren.

Übrigens gehörte auch die Nacktheit in das Programm des gegenseitigen Kennenlernens und der frühzeitigen Vermeidung von Fehlentwicklungen.

Schon sehr früh lernte auch Jun, daß die Geschlechter paarweise kooperieren sollten, in allen nur möglichen Situationen. Bis etwa zum sechsten oder siebten Lebensjahr durften Mädchen und Jungen spielerisch verschiedene „Partnerschaften“ ausprobieren und den Partner nach Belieben wechseln. Dabei gab es zwangsläufig auch Tränen, wenn der andere sich nicht trennen wollte. Doch dann wurde es ernst. Die Erzieher bestimmten — gruppenübergreifend — Paarzusammenstellungen, die allerdings erst zu den Vorläufigen Partnerschaften führten. Erst nach einer Testzeit von einem halben Jahr entschieden sie dann, ob die Partnerschaft verbindlich sein sollte — was dann mit einem großen Fest der Bindung gefeiert wurde —, oder ob der Versuch — trotz genauer Abstimmung der psychologischen Daten und insbesondere der

beiderseitigen Interessen — als gescheitert angesehen werden mußte. Im letzteren Fall wurden Junge und Mädchen in neue Partnerschaften geführt. Nur in ganz seltenen Ausnahmefällen gelang es erst beim dritten Versuch.

Die Partnerschaft zwischen Mai und Jun — Mai kam aus einer anderen Gruppe — erwies sich von Anfang an als perfekt. Selbstverständlich konnte von einer eigentlichen „Liebe" auf den ersten Blick keine Rede sein, aber von Beginn an war tiefe gegenseitige Sympathie vorhanden, ein Wissen um die Gedanken und Gefühle des anderen, das über die mit Hilfe der Formeln angelernten Kenntnisse hinaus ging. Es überstieg sogar das gegenseitige Verständnis, zu dem zehn- oder zwölfjährige Paare aufgrund ihrer regelmäßigen Einfühlungsübungen gelangten, so daß sie ein fast telepathisches Gespür um die Bedürfnisse des Partners entwickelten.

Wenn Jun in Mais Gesicht blickte, in ihre braunen, manchmal schüchtern wirkenden Augen, wußte er sofort, wie es ihr ging, wie sie sich fühlte; und wenn Mai Jun bei der Hand nahm, brauchte er seine Wünsche gar nicht zu äußern, sie kannte sie im voraus.

Mais dunkelbraunes, glattes Haar war für ihr Alter ungewöhnlich lang, es reichte ihr fast bis zur Hüfte. Die Haare der meisten anderen Mädchen gingen nur bis zum mittleren Rücken. Bei den Jungs hingegen waren schulterlange Frisuren üblich. Mai trug auch als junge Frau ihr Haar noch offen, während die meisten anderen es dann hochsteckten.

Juns Gesicht umrahmten kräftige schwarze Locken. Als Jugendlicher ließ er sich einen Vollbart wachsen, den er auch in späteren Jahren, als seine Altersgenossen sich glatt rasierten, beibehielt.

Im Alter von etwa sechzehn — als auch die Zeit der Höheren Erziehung abgeschlossen war — wurde allen die Gelegenheit gegeben, nach weitgehend vollzogener Reifung des Körpers und des Charakters ihre Partnerschaft noch einmal zu überprüfen und gegebenenfalls eine andere einzugehen oder auch fortan

alleine zu leben. Von dieser Gelegenheit machten allerdings nur wenige Paare Gebrauch. Die meisten kamen gut miteinander aus und paßten nach wie vor zusammen. Nur selten führten die frühen Charakterprüfungen nicht zur richtigen Prognose und reichten nicht aus, um persönliche Abneigungen herauszufinden und auch für später vorauszusehen.

Übrigens wurde es, obwohl aus Gründen der Zufriedenheit des einzelnen und des gesellschaftlichen Friedens erlaubt, nicht gerne gesehen, wenn jemand sich für das Alleinleben entschied. Die Familie, so hatten die Weisen erkannt, war erforderlich für die Stabilisierung der Gesellschaft, ihre friedliche Entwicklung und ihren sicheren Fortbestand. Bei der Analyse früherer Kulturen hatte man festgestellt, daß viele von ihnen, wenn nicht die meisten, in ihrer Endzeit einen regelrechten Selbstmord begangen hatten. Die Familie war nicht mehr als gesellschaftserhaltendes Element angesehen worden, oft traten andere Formen des Zusammenlebens an ihre Stelle, die Geburtenzahlen gingen zurück, und so geschah, was unvermeidlich geschehen mußte: Die Kultur starb aus. Diesen Fehler wollte man jetzt nicht wiederholen.

Als für Mai und Jun die Trennungsgelegenheit kam, dachten beide nicht eine Sekunde darüber nach: Für sie stand fest, daß sie ihr ganzes Leben zusammen sein wollten. Sie liebten sich, liebten sich wirklich, nicht nur — wie so manches andere Paar — wenige Monate oder Jahre lang. Daher wurden sie auch von einigen Mitmenschen, die das nicht verstehen und nachvollziehen konnten, belächelt.

Bereits vor Beginn der Höheren Erziehung, also vor dem neunten Lebensjahr, hatten alle Kinder Dutzende von Formeln verinnerlicht. Hierdurch sowie durch das übrige Lernprogramm wurden sie schon frühzeitig mit den Erfordernissen eines gelingenden Lebens vertraut gemacht.

*

Aus einer Schilderung des neunjährigen Jun:

Heute morgen hat Inee mir die Aufgabe gestellt, einen Bericht über den Tagesablauf zu fertigen. Dieser Bericht folgt jetzt:

Als ich heute kurz vor Sonnenaufgang aufgestanden war und unsere Familie den Frühtrank genommen hatte, gab Mami mir beim Morgenabschied einen besonders dicken Schmatz. Sie sah blasser im Gesicht aus als sonst, und ich fühlte, daß sie sich Sorgen macht um meine Schwester Are, die Schwierigkeiten beim Lernen hat. Hoffentlich schafft es das Heiler-Paar, sie von dieser Schwäche zu befreien. Schlimme Sache, sie macht dann Fehler und kann nicht ganz so glücklich werden wie die anderen.

Unsere Klasse traf sich diesmal auf der Waldlichtung. Die Umarmungsbegrüßung finde ich sehr schön. Aber … (ihren Namen will ich nicht verraten) zu umarmen ist für mich immer noch unangenehm, auch wenn ich mich in letzter Zeit besonders um eine bessere Abstimmung mit ihr bemüht habe. Aber ich kann nichts dafür, ich fühle jedesmal, wenn ich sie berühre, so viel Kälte von ihr ausgehen.

Ganz anders wieder bei Mai. Mir wird immer so warm, wenn wir uns in den Armen liegen, ich schließe dann die Augen, und es kribbelt mir über den Rücken.

Mai lächelte mich dann so komisch an. Ich wußte gleich, sie hat eine Überraschung für mich. Da öffnete sie schon ihre Hand. Toll, ein wunderschöner Stein vom Flußufer, blau mit goldenen Punkten drin. Ich war ja so froh! Da kam doch der blöde Jus und riß mir den Stein aus der Hand. Aber Luur und Inee haben ihn nur streng angeschaut, da hat er ihn zurückgegeben.

Wir setzten uns im Kreis hin, und dann kamen, wie immer am Anfang, die Wiederholungen. Inee und Luur sprachen über Grundformeln, die wir vor langer Zeit gehört und gelernt hatten, „Ein Schritt nach dem anderen“ und „Immer ganz genau sein“.

Daher will ich versuchen, alles genau zu beschreiben, auch wenn der Unterricht jeden Tag ähnlich ist. Also: Nach den

Wiederholungen kam die neue Formel, auf die wir schon lange gewartet haben (die meisten von uns; aber zwei von den Jungs, ich verpetze keinen, haben mir heute morgen gesagt, daß sie nicht immer wieder Neues lernen wollen — das schreibe ich hier aber nur, weil Inee so lieb zu mir war, als sie gesagt hat, ich soll alles berichten und nichts auslassen). Die neue Formel heißt: „Erst du, dann ich." Das haben wir alle erst nicht verstanden. Es ist schon eine von den Formeln dritten Grades. Inee hat dann lange darüber geredet, und viel erklärt, und viele Beispiele gebracht. Ich hoffe, ich hab' es richtig verstanden. Aber wir werden ja noch zwanzig oder dreißig Tage darüber hören. Also: Die Weisen sagen, wenn man immer nur an sich selbst denkt, wird man unglücklich. Und das ist schlecht. Dann leiden alle darunter. Deshalb soll jeder immer zuerst an den anderen denken. Der andere ist das „Du". Wie kann ich dem „Du" helfen? Wie kann ich das „Du" glücklich machen? So ungefähr hat Inee es gesagt. Wer immer nur an sich denkt, der ist dumm. Und der tut sich selbst nichts Gutes.

Und dann, als wir schweigend darüber nachgedacht hatten — aber irgend jemand warf immer Steinchen nach mir —, dann kam, wie jeden Lerntag, die Formel-Einübung: Wir faßten uns an den Händen, und machten die Augen zu, und atmeten tief ein und aus, und dann sagten Luur und Inee uns — ganz leise — die Formel vor, und wir sprachen sie nach, und das immer abwechselnd, eine ganze Weile lang. Wir wurden immer froher — ich weiß nicht, wie das passiert, aber es ist jedesmal so —, und dann haben wir die Augen wieder aufgemacht, und da stand dann das Symbol für die neue Formel in der Mitte von unserem Kreis: zwei goldene Pfeile, einer zeigt genau auf den anderen. Und wir schauten uns das Symbol genau an, und wir wiederholten immer wieder die Formel: „Erst du, dann ich." Und prägten uns tief das Symbol ein. Wenn also jetzt das Symbol an irgendeinem der Merkpunkte in der Stadt aufleuchtet, wissen wir sofort: „Erst du, dann ich."

Danach haben wir uns alle für kurze Zeit auf den Rücken gelegt, wieder tief geatmet, sind fast eingeschlafen — und dann hat Inee uns alle lieb gestreichelt, wir sind aufgestanden, und dann durften wir erst einmal machen, was wir wollten — so lange, bis Luur uns gerufen hat.

Sport kam als nächstes dran. Luur achtete streng darauf, daß keiner sich drückte. Die Körpererziehung ist genau so wichtig wie die Schulung des Verstandes, sagte er, wie das Lenken der Empfindungen, wie die Übungen des Einfühlens in andere, wie das Sich-Vertiefen in die Formeln und die Charakterformung. Der Sport härtet uns nicht nur ab, sagte er weiter, sondern wir lernen durch ihn auch Selbstbeherrschung. Wir müssen auch das Harte und das Schwere aushalten, hat er gemeint, sonst können wir das Angenehme nicht mehr so genießen und — wie hat er gesagt? — es nicht richtig schätzen. Und wir müssen uns fest anstrengen, dann fühlen wir uns danach auch zufrieden. Sonst „erschlaffen" wir und werden schnell „überdrüssig". Genau hab' ich das nicht kapiert. Und danach haben wir uns also angestrengt.

Nach dem Sport sind wir alle erstmal in den Fluß gesprungen und haben uns abgekühlt. Leider hat Luur uns bald wieder rausgerufen. Wir haben das Wasser auf unserer Haut schnell abgehüpft, dann wieder kurze Pause gemacht mit Hinlegen und Entspannen, anschließend Schreiben und Lesen geübt (davon brauche ich, glaub' ich, nicht viel berichten; es war auch nur kurz, wir sollten am Nachmittag noch mit unseren Eltern zusammen üben), und dann kam das, worauf Mai und ich uns schon besonders gefreut haben: die Musik. Wir haben wieder ein Instrument ausprobiert, das wir noch nicht kannten (es hieß …, den Namen habe ich vergessen), das klang ganz wunderschön, man bläst sanft da rein, und aus der Kugel kommen hohe Töne, die zittern irgendwie. Mai hat ganz feuchte Augen bekommen, und ich fing auch fast an zu weinen, so süß war das. Ich freue mich schon so darauf, wenn wir wieder Musik haben. Morgen wird Luur uns

noch einmal zeigen, wie wir aus Ton Figuren machen. Das hab' ich lange nicht so gern wie das Musizieren.

Vielleicht werden Mai und ich uns später einmal einen Beruf auswählen, wo wir Musik machen. Oder wo wir anderen Musik beibringen. Natürlich nur, wenn Mai das auch will. Aber ich glaube schon.

Als Letztes hatten wir dann den Glücksunterricht, der jeden zweiten Tag wiederkommt. Heute haben wir nichts Neues dazugelernt, sondern nur einiges wiederholt von dem, was wir im letzten Jahr gelernt haben. Ich will versuchen, es in einigen Sätzen zu sagen. Also: Wichtig für unser Glück sind Herausforderungen, denen wir uns stellen sollten („Hört genau hin!" hat hier Luur gesagt) und denen wir auch „gewachsen sein" müssen. Dann sind da die Lebensziele, die wir verfolgen sollen. Wir sollen in uns erkennen, was wir gerne tun — und auch gut können. Unsere Fähigkeiten so richtig entfalten. Dann ist da die Abwechslung in unserem Leben. Und die Gelassenheit, die wir lernen sollen. Weiter müssen wir auf den Ausgleich von Bewegung und Ruhe achten, von „Anspannung und Entspannung". Und Freundschaft ist auch wichtig. Und wir sollen viel lachen und optimistisch sein.

Demnächst, so sagte Inee, lernen wir etwas über gegenseitige Anerkennung.

Dann war der Unterricht zu Ende. Wir haben uns wieder alle umarmt und sind dann nach Hause gegangen. Gestern war ich bei Mais Familie zum Essen gewesen, heute ist sie mit mir mitgekommen.

Zu Hause haben wir uns zu Tisch gelegt. Tante Lse und Onkel Herb waren bei uns zu Besuch. Beim Essen sangen sie fröhlich ein Lied vor, ein neues Lied, das sie komponiert haben. Es war ein Freudelied, und nach kurzer Zeit sangen wir alle mit, und aßen und tranken und sangen dann wieder, und auch meine kleine Schwester Uise, die erst zwei Jahre alt ist, krähte das Lied mit. Na ja, ob Singen später ihre große Begabung sein wird, weiß ich

nicht. Aber Mai sang, mit so süßer und heller Stimme, viel schöner als ein Singvogel. Mir wurde wieder so warm ums Herz.

Dann brachten Papi und Mami ihr neues Gedicht. Hab' nicht viel davon verstanden, aber es klang gut. Papi wirkte ein wenig traurig, und als Onkel Herb ihn deswegen fragte, hat er gesagt, Mami und er müssen für fünf Tage die Badeanlagen pflegen. Und das gerade jetzt, wo die neue Gedichtreihe „kurz vor der Vollendung steht". Und wo doch all dieser „Pflegekram", wie sonst auch das meiste, durch die Verborgenen Maschinen erledigt werden kann. Aber die Regeln fordern es nun einmal so, und schließlich — und damit hat er seinen Kelch gehoben und uns zugelacht, aber das war nicht ganz echt — schließlich ist es auch gut so. Und dann erzählte Papi weiter: Heute, nach dem Essen, gehen Mami und er zum Dichterkreis, wo sie sich dann gegenseitig — reihum, sagte er — ihre Gedichte vortragen. Mami ist besonders gespannt darauf, weil eine andere Frau eine neue „Gedichtform" erfunden hat, wo die Verse fast nur aus Fragen bestehen. Und dann gibt es da noch einen Wettbewerb, bei dem das Gedicht mit der „vollkommensten Schönheit" gesucht wird. Wer weiß, vielleicht gewinnen ja Mami und Papi.

Ich fragte, ob Mai und ich mitgehen können, wir hören Gedichte so gerne, wir haben auch selbst schon einige gemacht. Aber die Eltern haben es abgelehnt, sie haben gesagt, wir sind zu jung dafür.

Vielleicht werden Mai und ich auch mal Dichter? Oder doch eher Musiker? Oder wir lernen einen Beruf, bei dem wir mit beidem zu tun haben. Mai hat gesagt, sie bewundert Inee, die uns so viele Künste beibringt.

Nach der Mittagsentspannung — Mami macht sich manchmal darüber lustig, daß Mai und ich auch beim Ruhen möglichst nahe zusammen sein wollen — habe ich dann diesen Bericht geschrieben, bis zu dieser Stelle hier. Heute abend schreibe ich den Rest. —

Weiter im Bericht:

Mai und ich zogen los, ein gutes Stück am Flußufer entlang, und dann in einen Teil des Waldes hinein, den ich noch gar nicht kannte. Wir beide lieben es, am Nachmittag zu zweit loszugehen und Neues zu entdecken. Mai wollte mir unbedingt etwas zeigen, das sie bei einem Familienausflug gesehen hatte. Es ging einen schmalen Weg entlang, der schon halb zugewachsen war. Und dann standen wir auf einmal vor eingefallenen Mauern.

„Das ist eine Ruine, hat mein Papa mir gesagt", erklärte Mai mir. „Hier hat vor langer Zeit mal ein Haus oder sowas gestanden. Wollen wir reingehen?" Natürlich erkundeten wir die Ruine. Wir konnten deutlich sehen, daß da einzelne Zimmer gewesen sind. Und da war auch eine Treppe nach unten. Aber wir konnten nicht weit hinab, weil da alles verschüttet war.

„Hör mal hin", hat Mai da auf einmal gesagt. „Was denn?" fragte ich. „Hörst du das etwa nicht?" Mai schaute mich erstaunt an. „Da schreien doch Kinder. Ganz laut. Da muß … da muß doch was passiert sein!" „Aber ich höre nichts. Wirklich. Und da sind auch keine Kinder. Ganz sicher." Mai sah mich eine Weile still an, und dann sagte sie: „Du hast recht. Komm, laß uns nach Hause gehen."

Wir gingen Hand in Hand. Mai sagte die ganze Zeit nichts und machte ein ernstes Gesicht. Ich sah ihr an, daß sie über das Kinderschreien nachgedacht hat.

Zu Hause haben wir dann Mami alles erzählt. Sie war erschrocken, daß wir alleine zur Ruine gegangen sind, und sagte dann: „Komisch das mit dem Geschrei. Da gab es mal vor langer Zeit eine Geschichte. Urgroßvater Illo hat sie uns erzählt. In dem Keller des Gebäudes, das jetzt eine Ruine ist, soll einmal eine Gruppe von Kindern tot aufgefunden worden sein. Verhungert. Man weiß nicht, wie sie überhaupt dahin gelangt sind. Ob sie sich vielleicht versehentlich selbst eingesperrt haben … Bitte versprecht mir, daß Ihr nicht mehr alleine hingeht."

Wir aßen dann zusammen zu Abend. Mami und Papi haben den Gedichtwettbewerb leider nicht gewonnen. Sieger war ein mit ihnen befreundetes Paar; die beiden hatten schon als junge Leute ein Werk „Über die vollkommene Schönheit“ geschrieben, und dafür eine Belobigung durch die Weisen erhalten.

Nach dem Essen brachte ich Mai nach Hause. Sie wohnt sieben Formelsäulen von meinem Familienhaus entfernt, also ein ganz schönes Stück. Als wir dort ankamen, meinte sie, dann kann sie auch mich nach Hause bringen. Gerne habe ich es mir gefallen lassen, und dann noch einmal sie nach Hause gebracht. Wir haben dabei viel gelacht, aber ihre und meine Eltern haben ganz erstaunt geguckt.

Ach, ich wünsche mir, daß wir bald zusammenziehen können. Aber das dauert noch so unendlich lange, wir müssen erst achtzehn Jahre alt sein. Und dann können wir auch erst eigene Kinder bekommen, bis dahin müssen wir für unseren Wunschberuf lernen. Ganz viele Kinder sollen es bei uns beiden sein.

So, jetzt ist der Bericht zu Ende, und ich gehe gleich ins Bett.

Nachtrag: Eben ist Mami in mein Zimmer gekommen. Sie war ganz lieb zu mir und hat gesagt, ich darf nicht traurig sein. Das gehört einfach mit zum Leben. Urgroßvater Illo ist gestorben. Er wurde nur 108 Jahre alt. Nicht jeder erreicht 120 oder 130.

*

Es war die erste Bestattungsfeier, an der Jun teilnehmen durfte. Zwar war er, als vor vier Jahren eine entfernte Verwandte von ihm starb, schon reif genug gewesen, die Bedeutung des Todes, so wie sein Vater sie ihm erklärte, zu erfassen. Doch seine Eltern hatten es damals für besser befunden, daß er der eigentlichen Zeremonie fernbleibe.

Wie bei allen größeren Festlichkeiten trugen auch diesmal die Gäste, die sich auf der großen Trauerlichtung versammelt hatten,

Gewänder, dem Anlaß entsprechend in einem kräftigen Grün, der Farbe der ewigen Natur. In der Mitte der Lichtung war, auf einem aufgeschichteten Holzstapel, der Leichnam des Verstorbenen auf eine Art hölzernen Thron gesetzt worden. Der Körper war — mit Ausnahme des Kopfes — von einem Gewebe aus Kräutern umwickelt. Das Gesicht, dessen geöffnete Augen geradeaus, über die Versammlung hinweg, in den Wald zu blicken schienen, sah ernst und würdig aus, das wallende weiße Haar war Jun nie als so prachtvoll aufgefallen wie gerade jetzt.

Vor dem Thron lag auf dem Boden ein glasartiges, ringförmiges Gebilde, das geheimnisvoll leuchtete und aus dem in unregelmäßigen Abständen Lichterscheinungen hervortraten, langsam aufstiegen, den Leichnam umfluteten und umwaberten, um dann wieder in sich zusammenzusinken. Illo war einer der bedeutendsten Lichtkünstler der letzten Jahre gewesen, ihm hatte man auch die Erfindung des langsamen Lichts zu verdanken.

Die Trauergäste ließen sich um den Thron herum auf den Boden nieder. Illos älteste Tochter und sein ältester Sohn traten in die Mitte und hielten abwechselnd die Trauerrede. Sie sprachen die Verdienste Illos an, berichteten über das Zusammenleben mit ihm, und wie den meisten anderen kamen auch Jun die Tränen. Und dann die bedeutungsreichen Schlußworte der Redner: „Das alles ist nun abgeschlossen und vorbei“, und die anderen antworteten wie mit einer Stimme: „Ja, es ist abgeschlossen und vorbei.“ Und wieder sprachen die Redner ihren Satz, und die Gäste antworteten. Inzwischen fing der Holzstapel an allen vier Ecken gleichzeitig an zu brennen, und während die Flammen langsam zum Thron hin züngelten und ein wunderbarer Duft sich zu verbreiten begann, wiederholten alle vielfach den „Satz des endgültigen Abschieds“, und immer mehr weinten laut und lauter; schließlich umarmten sich die Trauergäste schluchzend. Einige sackten zu Boden, manche zuckten nur noch, andere schrieen. Jun, den seine Eltern glücklicherweise vorbereitet hatten, war einfach still

traurig. Er war weniger vom Tod seines Urgroßvaters betroffen, den er nicht sehr gemocht hatte, vielleicht weil er ihm etwas arrogant erschien — wenn er ihn auch, wie es gefordert wurde, immer respektvoll behandelt hatte —, sondern weil Mai nicht an der Zeremonie teilnehmen durfte. Gestern hatte er seine Mutter gefragt, und sie hatte ihn beiseite genommen und ihm — etwas zögernd — zu verstehen gegeben, daß es, übrigens auch nach der Meinung seines Vaters, gar nicht gut sei, wenn er so oft mit ihr zusammen sei. „Wir sind doch ein Paar", hatte er eingewendet. „Es wird aber nicht so gern gesehen", hatte seine Mutter darauf etwas barsch gesagt. Er war darüber erschrocken, da hatte seine Mutter ihn warm — und auch besorgt — angesehen und erläutert: „Denk doch an das Glück der Gesamtgesellschaft, Jun. Da muß alles zusammen passen. Wenn dann aber zwei zu sehr ihre eigenen Wege gehen …" Jun hatte geahnt, was seine Mutter damit sagen wollte.

Eben hatte der Holzstapel lichterloh gebrannt, jetzt war alles zusammengesackt und glühte nur noch nach. Die ganze Trauergesellschaft war inzwischen zur Ruhe gekommen, alle saßen wieder am Boden, gelegentlich schluchzte jemand. Leise begann sanfte Musik zu erklingen, zarte, tröstende Musik. Sie kam vom Waldrand her. Zu den getragenen mischten sich — kaum merklich — auch heitere Klänge. In der Mitte traten, von vier Seiten kommend, die vier Bestattungskünstler zusammen, breiteten eine Art Zelt über dem Aschenhaufen aus, traten ein und kehrten dann mit vier Gefäßen voller Asche zurück. Sie schritten voran in den Wald, die Festgesellschaft folgte ihnen, und würdig streuten die Voranschreitenden die Asche des Verstorbenen unter die Bäume und Sträucher. Kaum war der letzte Rest der Natur zurückgegeben, als man auf eine weitere Lichtung trat, die ein riesiger künstlicher Pilz überkuppelte. Jun fiel es schwer, das Folgende zu verstehen. Denn aus der Trauergemeinde entstand jetzt innerhalb kurzer Zeit eine fröhliche Feiergesellschaft, in der viel geredet, gegessen, getrunken, gelacht und sogar getanzt wurde.

Magna

Sie hatten schon viel gehört über Magna. Von den großartigsten Dingen war dabei die Rede gewesen. Selbst die eher Nüchternen unter den Erwachsenen gerieten ins Schwärmen, wenn sie von der Hauptstadt des Reichs erzählten. Doch noch keines der Kinder aus Juns Gruppe hatte sie je gesehen, und so entwickelten sich bei manchem von ihnen die blühendsten Phantasien.

Vierzehn Jahre alt waren sie, als sie die Reise nach Magna unternahmen. Frühmorgens fanden sich außer den etwa dreißig Kindern vier Erzieher — unter ihnen auch Inee und Luur — auf dem Platz des Immerwährenden Glücks ein. Jeder trug einen Rucksack, in dem sich außer Schutzkleidung wichtige Utensilien fürs Lernen, Übernachten und für gegebenenfalls notwendige Vitalisierungs- und Heilbehandlungen befanden. Nachdem sich die Gruppe durch eine gemeinsame Übung auf die Reise eingestimmt hatte, zog man los, oder vielmehr: begann den Marsch, denn man mußte eine größere Strecke zügig zurücklegen. Die Blicke vieler Angehöriger folgten ihnen. Vor allem die Mütter waren besorgt, immerhin würde die Zeit der Trennung vierzig Tage betragen. Andere dachten eher sehnsuchtsvoll an ihre eigene Jugend zurück und vergaßen, wie anstrengend auch ihre Reise gewesen war — an den Strapazen hatte sich bei den gegenwärtigen Erziehungsreisen wenig geändert.

Natürlich war die Schülergruppe gründlich vorbereitet worden, aber eher allgemein. Die Einzelheiten sollten ihren Überraschungseffekt behalten und an Ort und Stelle einwirken.

Zunächst blieben die jungen Paare zusammen, alle sangen ein Lied, aber schon nach wenigen Ortschaften war die Ordnung weitgehend aufgelöst, aus Mädchengruppen klang Kichern, bei den Jungs ließ sich Imponiergehabe erkennen, und nur einige wenige Paare gingen weiterhin Hand in Hand. Luur rief gelegentlich mit strenger Stimme zur Ordnung, aber alle wußten, daß er es nicht sonderlich ernst meinte, zumal er zwischendurch immer verliebte Blicke auf seine Inee warf, was er sich im normalen Erziehungsalltag nicht erlaubte. Es war eine Ausnahmesituation, und ihr konnte man nicht mit normalem Alltagsverhalten begegnen — wenn die Hauptbedeutung der Reise auch eine lehrhafte sein sollte.

Mai und Jun, die — etwas abgesondert — am Ende der Gruppe gingen, wiesen sich durch gegenseitige Blicke immer wieder auf die Verliebtheit Inees und Luurs hin — durch Blicke, die viel erzählten von ihrer eigenen Verliebtheit. Sie gingen so eng beieinander, daß es fast schon unbequem für sie war — oder, genauer, gewesen wäre, wenn sie darauf geachtet hätten. Sie wollten einander einfach nahe sein, sich gegenseitig fühlen. Am liebsten wären sie jetzt für sich alleine gewesen, nicht ständig zusammen mit den anderen, aber eine solche Zweisamkeit würde für viele Tage wohl außerhalb der Möglichkeiten liegen.

Gegen Mittag rasteten die Reisenden am Ufer eines Flusses. Sie aßen nichts, tranken nur frisches Wasser. Erst am Ende des heutigen Weges war ihnen erlaubt zu essen. Aber noch bereitete dies niemandem Schwierigkeiten. Sie hatten sich vorab darauf eingestellt. Entsagung: theoretisch und praktisch hatten sie es im letzten halben Jahr immer wieder geübt. Wer nicht entsagen konnte, war auch nicht in der Lage, wirklich zu genießen.

Am frühen Nachmittag brachen sie wieder auf. Sie schritten kräftig voran durch die Ebene, über weite Grasflächen. Nach und nach kamen vereinzelt Klagen über die Anstrengung auf, doch die Gruppe ging weiter und legte nur selten Pausen

ein. Als es dunkelte, hatte man endlich das Ziel des Tages erreicht.

Am Rande eines großen Sonnenblumenfelds befand sich der Lagerplatz. Man schlief auf dem Gras, eingehüllt in eine dünne Decke. Mai und Jun kuschelten eng aneinander. Auch die meisten anderen Paare lagen nah zusammen, einfach aus dem Grund, Wärme beim Partner zu finden. Schon nach kurzer Zeit waren die meisten der erschöpften Kinder in tiefen Schlaf versunken. Die inzwischen bei fast allen erwachte Sexualität stellte kein Problem dar. Es gab keine Einwendungen dagegen, wenn die jungen Leute schon miteinander schliefen. Denn Zeugungsfähigkeit und Empfänglichkeit waren in diesem Alter noch nicht freigeschaltet. Das hatte zwangsläufig allerdings auch zur Folge, daß das sexuelle Verlangen meistens gemindert war, so daß auch bei den Fünfzehn- und sogar bei den Sechzehnjährigen die Mehrheit keine einschlägigen Erfahrungen hatte.

Mitten in der Nacht wachte Jun auf. Er lag — wie Mai — auf der Seite und sah, ganz nah vor seinen Augen, ihren Hinterkopf und ihr schönes langes Haar. Und er sah ihr Ohr ein wenig aus dem Haar herausragen. Ganz behutsam setzte er sich hin, um Mai nicht zu wecken, und betrachtete es eingehender. Der sternenklare Himmel und der Vollmond spendeten ausreichend Licht für Juns Augen. Die Ohrmuschel, bemerkte er jetzt, war besonders fein gebildet. Wohl war ihm eine solche Feinheit der Züge schon an Mais Nase und ihrem Kinn aufgefallen (andere hätten vielleicht von einem schwach entwickelten Kinn geredet), aber die Ohren hatte er bisher eher beiläufig betrachtet, sie waren ja auch oft verdeckt von der Frisur. Jetzt, als er seinen Kopf senkte und das Ohr von nahem anschaute — wobei er vorsichtig atmete, damit Mai nicht aufwache — entdeckte er den ganz zarten, kaum wahrnehmbaren Haarflaum auf der Haut des schmalen Ohrwulstes, und dann auch auf ihren Wangen. Wie friedlich sie schlief. Tiefes Glück stieg in ihm auf. Die Kühle der Nacht kam

ihm gar nicht zu Bewußtsein. Langsam bewegte sich ihr Brustkorb vom Atmen, und aus dem leicht geöffneten Mund ließ sich ein leises Atemgeräusch vernehmen.

Die Versuchung war zu groß, er konnte nicht widerstehen, er mußte einfach vorsichtig über die Härchen ihres Gesichts streicheln, auch auf die Gefahr hin, daß sie davon aufwachte. Doch sie schien fest zu schlafen, ihr Atem ging gleichmäßig weiter. Langsam strichen Juns Fingerspitzen über ihre Wangen und Schläfen. Dann ließ er seine Finger über ihre Kopfhaare hin zu den Schultern gleiten. Er zögerte einen Moment, legte sich wieder leise hinter sie hin, setzte seine Fingerkuppen leicht auf ihre Haut und ließ sie von der Schulter ganz leicht zu ihrem Schulterblatt gleiten, zu dem anderen Schulterblatt hin, und dann die Wirbelsäule entlang, bis hin zum Gesäßansatz. Da schien ihm, als zucke Mai ein wenig. Er verharrte eine Weile unbewegt, aber als er ihren regelmäßigen Atem hörte, ließ er seine Finger vorsichtig wieder ihren Erkundungsweg fortsetzen. Sie strichen den Rücken entlang zurück zu den Schultern, dann auf dem Arm bis zur Hand — die Decke hatte er inzwischen beiseite geschoben — und wieder zurück rutschten sie, den Rücken hinunter und vorsichtig die Rundungen des Pos ertastend. Ein wohliges Gefühl erfüllte Jun, er war so angenehm aufgeregt, wie er es bisher noch gar nicht kannte. Als seine Fingernägel den Spalt zwischen ihren Gesäßhälften streiften, ging ein leichtes Zittern durch ihren Körper, und er hörte ihre Stimme hauchen: „Bitte geh etwas weiter nach oben, am Po ist es zu intensiv.“ Hatte sie die ganze Zeit sein zärtliches Erfühlen ihrer Haut schon mitbekommen? Er setzte seine Erkundungen fort, und sie drehte sich auf den Rücken, als offensichtliche Aufforderung, sie auch vorne genauer zu entdecken — und zu verwöhnen. Er stützte sich auf seinen Arm. Seine Finger glitten über ihre Schlüsselbeine, dann — zögernd — ihre noch nicht voll entwickelten Brüste entlang, sie mehrfach umrundend, dann hin zum Bauchnabel und

in Richtung ihrer Oberschenkel. Juns und Mais Blicke trafen sich. Aus ihnen sprachen gleicherweise Zärtlichkeit, Aufregung, Verlangen und Ängstlichkeit. Mai zog Juns Kopf zu sich herunter, sie küßten sich unbeholfen, und beide kicherten. Da stand Mai auf, nahm Jun an der Hand, und beide schlichen aus dem Lager heraus. Sie kamen auch an Inee vorbei, und Jun hatte, als er flüchtig ihr Gesicht sah, den Eindruck, als lächle sie. Vielleicht täuschte er sich, aber das war jetzt unwichtig.

Als sie nachher wieder zurück zu ihrem Schlafplatz schlichen, waren sie innerlich noch mehr zusammengewachsen. Sie schliefen schnell ein.

Am folgenden Tag reifte in Mai und Jun der Entschluß, gemeinsam ein Buch mit „Gedanken über die Liebe“ zu schreiben. Sie wollten in Erfahrung bringen, was die Weisen und die Dichter über die Liebe gesagt hatten, wollten nachdenken und sehen, was ihnen hierzu an eigenen Einfällen käme, und die Essenz hieraus wollten sie niederschreiben und — wer weiß — vielleicht auch eines Tages veröffentlichen.

Nach einem kargen Frühstück wurde am nächsten Morgen — es war fast noch Nacht — der Marsch fortgesetzt. Es ging durch fruchtbare Landstriche. Am Nachmittag stieg die Lufttemperatur allmählich an, der Boden wurde nach und nach trockener. Gegen Abend des nächsten Tages erreichte die Gruppe den Rand einer Steppe. Um nach Magna zu gelangen, mußten sie in den folgenden drei Tagen den Steppengürtel durchqueren, der die Hauptstadt umgab. Ein anstrengendes Unternehmen für alle, am meisten für die Kinder, die solche klimatischen Verhältnisse gar nicht kannten. Aber all dies war beabsichtigt.

Tagsüber wurde es fast unerträglich heiß, nachts empfindlich kalt. Zum Schutz vor den Unbillen des Klimas trug man am Tag Schutzmäntel, in der Nacht hüllte man sich besonders eng in die Decken und legte sich so nahe wie möglich zusammen. Außerdem mußte jeder auf dem Marsch einen Schlauch voll Wasser

schleppen, der gelegentlich an Brunnen wieder aufgefüllt wurde. Kurz vor dem Ende der Steppe war ein Stück Felswüste zu überwinden. Mancher schaffte es nicht alleine und konnte nur mit Hilfe der anderen die Hindernisse bewältigen. Besonders schmerzlich war das für diejenigen, die sonst mit zu den Besten gehörten. Manch einer wollte aufgeben und einfach nicht mehr weitergehen, wurde jedoch unerbittlich von den Erziehern angetrieben. Tränen flossen, aber die Schüler mußten auch lernen, an ihre Grenzen zu stoßen, Niederlagen einzustecken und Schmerzen zu ertragen.

Endlich war die unfruchtbare Zone überwunden. Die noch verbliebenen Verletzungen wurden geheilt, die Mäntel weggepackt, die Wasserschläuche an der Raststelle abgelegt, und bis zum Mittag des nächsten Tages ruhte man aus. Dann ging man gemächlich und staunend durch paradiesisch anmutende Gartenlandschaften mit sanften Hügeln, durchschnitten von zahlreichen Flüssen und Bächen, die man bequem auf Brücken überquerte. Ein solch üppiges Pflanzenwachstum, eine derartige Vielfalt ihnen unbekannter Gewächse und bunter Vögel hatten die Schüler noch nie gesehen. Die klimatischen Verhältnisse wie Lufttemperatur und Feuchtigkeit waren noch angenehmer als bei ihnen zu Hause. Am späten Nachmittag senkte sich vor ihnen ein weites, nur wenig tiefer gelegenes Tal, und unten lag — Magna. Magna, die Große, die Schöne, die Lehrreiche, die Wunschbefriedigende, die Unbegreifliche. Auf den ersten Blick zeigte sich eine Fülle ihnen unbekannter Anlagen und Bauformen. Man würde lernen, und man würde verstehen. Dies alles auf einmal war doch verwirrend. Mai und Jun warfen sich einen Blick zu, der in etwa besagte: Vielleicht werden wir hier erkennen, wohin unser Weg geht.

Die Stadt durften sie an diesem Tag nicht mehr betreten. Jetzt, nach sieben Tagen der Entbehrung, sollten sie sich endlich wieder richtig sattessen. Die nahe Rasthalle bot jedem, was er an

Speisen und Getränken wünschte. Noch niemals vorher hatte es den Schülern so gut geschmeckt. Sie nächtigten auf weichem, moosigen Boden. Die Luft war so lau, daß sie die Decken nicht mehr benötigten.

Am nächsten Morgen folgten sie einem sich schlängelnden Weg in das Tal. Nach kurzer Zeit standen sie vor der Stadt, die von einer Mauer aus grün-grauem Stein umgeben war. Als sie gerade das Haupttor durchschreiten wollten, trat ihnen ein würdig aussehender älterer Mann entgegen, mit weißem Haar und Vollbart. Um die Schultern trug er ein kurzes, halb transparentes, silbrig schimmerndes Cape, das ihm bis zur Brust ging. Alle blieben stehen. Ernst fragte er: „Wollt Ihr Magna betreten?“ Die beeindruckten Schüler antworteten, wie sie es gelernt hatten: „Ja, wir wollen.“ Und wieder fragte der Mann: „Wollt Ihr Magna wirklich betreten?“ Und wieder kam die gleiche Antwort. Und erneut der Fragende: „Seid Ihr ganz sicher, daß Ihr Magna betreten wollt?“ „Ja, wir sind ganz sicher“, erschallte es laut zurück. Zuletzt die Frage: „Und wollt Ihr lernen, was Magna Euch lehrt; wollt Ihr Magna in Euch behalten, auch wenn Magna Euch wieder entlassen hat?“ Und wieder ertönte es wie aus einem Munde: „Ja, wir wollen.“

Da trat der Mann zur Seite, und die Gruppe zog durch das Tor in die Hauptstadt ein. Zuerst ging es in das unterirdische Quartier, das nichts Außergewöhnliches an sich zu haben schien. Dort erhielt jedes Paar einen kleinen Raum mit der üblichen Schlafmöblierung, wo auch das geringe Gepäck abgeladen wurde. Dann traf man sich in einem Gemeinschaftsraum zu einer Erfrischung, und endlich brach man auf in die Stadt.

Erst einmal schauten sie sich die Umgebung genauer an. Viel Vegetation, Wohnanlagen, oft halb verborgen zwischen Bäumen, dazwischen Wege. Sie befanden sich im äußeren Gürtel von Magna, hier waren die Unterkünfte und Verpflegungsmöglichkeiten der Reisenden, hier wohnten Beamte. Der innere Bereich gliederte

sich in drei Stadtteile: den Regierungs- und Verwaltungsbezirk, der für die Schüler uninteressant war und den die Erzieher bei der Reisevorbereitung auch nur beiläufig erwähnt hatten, das „Viertel der Freuden“ und schließlich den „Park der Kulturen“, der den weitaus größten Teil der Stadt einnahm. Außerdem befand sich im Zentrum von Magna der Tempel der Weisen. Diesen Ort der Verehrung suchten Reisende in der Regel erst zum Abschluß ihres Stadtaufenthalts auf, und so war es auch für die Schüler geplant.

Die Gruppe machte sich auf den Weg zum Kulturenpark. Dies war der Ort, wo einerseits Schönheit und Perfektion, andererseits Fehler und Schwächen anschaulich demonstriert wurden. Hier konnte man studieren, was andere Zeiten gut und richtig gemacht, und in welchen Bereichen sie versagt hatten. Und hier offenbarte sich die Überlegenheit der eigenen Zivilisation.

Um in diesen Park zu gelangen, mußten sie erneut ein Tor durchschreiten. Darüber prangten groß die Worte „Schau — und lerne!“ Mai und Jun, die eng aneinander geschmiegt gingen, nickten sich gegenseitig zu.

Der Weg führte zunächst zu den verschiedensten nachgebildeten Anlagen, Plätzen und Bauten früherer Zivilisationen. Primitive Völker und deren Hervorbringungen hatte man selbstverständlich ausgespart und sich auf die edelsten Werke der Hochkulturen beschränkt. Immerhin waren dabei so viele Zeugnisse aus alten Zeiten übrig geblieben, daß die Schülergruppe etliche Tage benötigte, um sich alles genau anzusehen und einzuprägen. Die Kinder staunten über das viele Neue und Ungewohnte: seltsame Türme, die sich nach oben zuspitzten, Säulenhallen, hohe Wohnhäuser mit eigenartig geformten Fenstern, Regierungshöhlen, Heldenverehrungstempel, Vergnügungsbäder und vieles mehr. So fremdartig dies alles auf Jun wirkte, so erkannte er doch, daß seine eigene Kultur, die im „Immerwährenden Reich“ gipfelte, einige der alten Bau- und Gestaltungselemente übernommen hatte.

So also hatten sie damals gelebt. Und zur besseren Veranschaulichung wurden den Besuchern von Magna nicht nur die bloßen Anlagen präsentiert, nein, sie waren bevölkert von Darstellungskünstlern, die, in Gewänder der alten Zeiten gehüllt, auf die Besucher zugingen, mit ihnen plauderten, sie auf alle möglichen Details „ihrer" Kultur hinwiesen und ihnen sogar von ihren Speisen anboten.

Zu den ersten Höhepunkten gehörte eine Pyramide, durch deren Gänge die Schüler mit Fackeln mehr liefen als gingen. Die Erzieher mußten aufpassen, daß die Gruppe beisammen blieb. Daraufhin besuchten sie einen alten Tempel mit Figuren-Reliefs in den Giebelfeldern. Luur erklärte ihnen, daß die Bewohner der damaligen Zeit eine Art höhere Menschen, die sie „Götter" nannten, verehrt hatten. Gleich nebenan lag ein Amphitheater, in dem gerade ein Schauspiel aufgeführt wurde. Ganz sonderbare Masken trugen die Künstler, und immer wieder sang ein Chor und kommentierte die Handlung. Die Schüler waren beeindruckt. Danach gingen sie über einen Marktplatz und schauten den dortigen Händlern bei ihren Geschäften und Gesprächen zu.

Regelmäßig setzten sie sich im Kreis zu Boden und verinnerlichten das Gesehene und Gehörte.

Am Nachmittag schlenderte die Gruppe durch eine Grünanlage voller Skulpturen verschiedener Zeitalter. Mai sagte zu Jun, sie sei ganz eigenartig berührt, wie unterschiedlich doch Völker und Epochen ihre Sicht der Welt in Stein und Metall ausgedrückt hatten.

Die Erzieher wollten für heute den Rundgang beenden, doch einige der Kinder drängten weiter, da sie hinter der Anlage eine Gruppe von Männern vorbeimarschieren sahen, um deren Körper es seltsam blinkte. Als sie näher kamen, erkannten sie metallene Kleidungsstücke an den Marschierenden. „Das sind Soldaten", erläuterte Luur. Da überhäuften ihn die Kinder mit Fragen nach Sinn und Zweck dieser Künstlergruppe und Kunstrichtung.

Die Erzieher lachten. Inee erklärte, Soldaten seien arme Menschen gewesen, die das eigene Land verteidigen mußten gegen Feinde, oder die selbst andere Soldaten angriffen. Hier erhoben sich natürlich zahlreiche weitere Fragen: Was sind Feinde? Wieso verteidigen und angreifen? Das eigene Reich hatte keine Feinde, brauchte folglich auch keine Soldaten. Die meisten der Kinder waren entsetzt, als die Erzieher andeutungsweise berichteten, was Kriege damals bedeuteten und was für Greueltaten dabei verübt wurden. Mehr als einer der Schüler, vor allem die Mädchen, bekannten, wie froh sie seien, daß es derartiges nicht mehr gäbe. Die Erzieher hatten einige Mühe, alle zu beruhigen und immer wieder zu betonen, solche Zeiten kämen nie wieder. Im Verinnerlichungskreis wurde der Spruch der Beruhigung diesmal besonders häufig wiederholt, und führte auch — wie die Erzieher zufrieden feststellten — zu dem gewünschten Ergebnis. Bald lachten die Kinder wieder in der gewohnten Weise, und man konnte kurz darauf die Schlafräume aufsuchen.

Am folgenden Morgen besuchten sie ein hohes Gebäude, von dem aus Türme in den Himmel ragten, mit spitzbogigen Fenstern und mit Gewölben im Inneren. Alle staunten über dieses Wunder. „Hier", so begann ein alter Mann in einem farbigen Gewand mit einer spitzen Haube auf dem Kopf zu berichten, nachdem sie sich ausführlich die Schönheiten des Raumes angeschaut hatten, „hier haben die Menschen einem abergläubischen Kult gefrönt. Sie haben so etwas wie ein großes Gespenst verehrt, das nach ihrer Irrmeinung die Welt aus dem Nichts erschaffen haben soll." Er lachte laut auf, aber seltsamerweise war den meisten nicht nach Lachen zumute. Sicher, er hatte wohl recht, aber irgendwie ging von dem Ort eine Atmosphäre aus, die Stille gebot. „Gebt acht", sagte auf einmal der Mann mit warnender Stimme, „gebt nur acht, denn es gibt immer noch ein paar von diesen Sektierern. Wir haben erfahren, daß einige in den Randgebieten unseres Reiches hausen, und manche sich sogar mitten unter uns verstecken.

Sie versuchen vielleicht, DICH“ — dabei zeigte er plötzlich auf Jun, der ein wenig erschrak — „oder dich“ — er zeigte auf ein Mädchen — „zu verführen, damit auch Ihr Anhänger dieses Gespenstes werdet. Hört nicht auf sie! Sonst werdet Ihr unglücklich! Ihr verpaßt Euer Lebensziel: die Zufriedenheit!“ Alle erschraken. Das war das Schlimmste, das ihnen geschehen konnte. Plötzlich lachte er wieder laut auf. „Freut Euch des Lebens“, rief er und zeigte auf die Fenster mit den Glasmalereien. „Ist das nicht alles hübsch anzuschauen?“

Mai und Jun hörten gar nicht mehr auf ihn. Sie hatten sich von der Gruppe abgesondert und gingen schweigend durch den Raum, ihre Augen auf die Figuren an den Säulen und auf die Schnitzereien an den Sitzbänken, auf die Fensterbilder und auf die Gewölbe richtend. Beide waren innerlich seltsam berührt. Ihnen war, als strahlten die Steine etwas aus, das sie nicht kannten, etwas, das ihren bisherigen Lebenshorizont weit überstieg. Mai trat zu einem der Portale, legte vorsichtig die Hand daran und flüsterte Jun zu: „Hier sind sie singend hereingekommen.“ Erst als sie nach einer Weile die Stimme Inees hörten, die nach ihnen rief, erkannten sie, daß ihre Mitschüler den Raum schon wieder verlassen hatten. Als sie selbst durch eine Seitentür ins Freie traten, hörten sie hinter sich, aus dem dämmerigen Inneren, ein Kichern.

Nur wenige Schritte weiter befand sich ein Tanzsaal. Es war ein prachtvoller Raum, mit vielen Spiegeln an den Wänden, mit pastellfarbenen Tapeten, mit Gemälden an der Decke, von der kristallene Leuchter hingen. Hier sahen sie farbig gekleidete Gestalten, die in abgezirkelten Schritten tanzten. Alle trugen auf ihren echten auch noch künstliche Haare, die Frauen oft besonders hoch frisiert. Am Ende des Saals erblickte man Musikkünstler. Die Töne, die sie ihren Instrumenten entlockten, klangen ungewohnt, aber nicht primitiv. Die eine oder andere musikalische Wendung kam Jun bekannt vor, er hatte sie selbst auch schon verwandt. Man hatte eben nicht alles aus alten Zeiten verworfen,

sondern das Beste in die eigene Kultur mit übernommen. Bald lächelte auch er wie die anderen. Nur Mai zeigte weiterhin ein ernstes Gesicht.

Einer der galanten Kavaliere trat zu der Schülergruppe. „Schaut uns an", sagte er, nachdem er sich verbeugt hatte, „sind wir nicht schön?" Damit drehte er sich um und widmete sich wieder dem Tanz. Eine Dame mit einem schwarzen Punkt im Gesicht wandte sich ihnen zu. Sie öffnete einen Fächer. „Und so fein, wie wir sind. Das soll uns erst einmal jemand nachmachen." Damit schritt sie graziös davon. Eines der Mädchen brachte ihre Bewunderung zum Ausdruck, doch ein Junge bemerkte dazu: „So was Affiges." Es handele sich hier um eine überfeinerte Kulturstufe, erklärte eine Erzieherin. Nur wenige hundert Jahre später sei das Ende dieser Kultur gekommen. Die Annehmlichkeiten hätten überhand genommen, durch die Kommunikationsmaschinen seien die Menschen in einen Zustand der Überreizung geführt worden, sie seien erschlafft und hätten das wirklich Schöne nicht mehr genügend gewürdigt. Aber das Schlimmste: ihnen seien zwar Gesetze bekannt gewesen, sogar viele Tausende, aber wirklich feste, für ein gelingendes Leben erforderliche Regeln seien ihnen mit der Zeit abhanden gekommen, und dann sei halt geschehen, was sich oft bei solchen Kulturen ereignete: Die Lebensfreude schwand, die Bevölkerungszahl nahm ab, der Primitivismus gewann Überhand, und schließlich war nichts Bedeutendes mehr von dieser Kultur übrig geblieben.

„Eigentlich könnten die uns dankbar sein", lachte Luur, „daß wir die besten ihrer Errungenschaften gerettet haben, die Ihr jetzt bewundern könnt, und daß sie uns andererseits gelehrt haben — ebenso wie die anderen Kulturen — was die Menschen alles falsch machen können."

An diesem Tag besichtigten die Kinder auch den „Tempel der Weiblichkeit", die Nachbildung eines Bauwerks, das ein Volk — ein eher archaisches, zugegebenermaßen — erst vor wenigen

tausend Jahren errichtet hatte. Von außen war es eine unscheinbare Kugel aus einem Stein-Metall-Geflecht, innen offenbarte das dämmerige Licht in mehreren Kreisen, die sich um eine Quelle zentrierten, Skulpturen von unbekleideten jungen Mädchen und reifen Frauen, die in den unterschiedlichsten Posen saßen und standen. Hier belehrte sie eine schöne große Frau mit ausgeprägten Hüften und auffallend großen Brüsten, in ihrer Kultur hätten die Frauen die Vorherrschaft gehabt — doch dies habe sie nicht vor dem Untergang bewahrt. Die Kinder waren erstaunt, daß es so etwas überhaupt gegeben habe: die Vorherrschaft eines Geschlechts. Auch Jun erschien ein solcher Gedanke geradezu verrückt.

Die üppige Frau erklärte ihnen, daß in den meisten Fällen die Frauen von den Männern unterdrückt worden seien. Doch das seien eher die primitiven Stadien gewesen. Es habe da noch so manche Spielarten gegeben. Bei einer der früheren Zivilisationen sei beispielsweise die kuriose Situation aufgetreten, daß die Frauen die Männer als die böse Hälfte der Menschheit verdammt, zugleich aber versucht hätten, sich selbst männliche Verhaltensweisen anzueignen. Einzelne Irrlehren hätten auch behauptet, zwischen männlich und weiblich gebe es so gut wie keine Unterschiede.

Sie lachte, und die Kinder lachten mit ihr. Solch verschrobene Ansichten waren ihnen selten zu Ohren gekommen.

Die Gruppe schaute sich noch viele andere bedeutende Anlagen und Bauwerke an, darunter schwimmende Häuser, Bauten aus Metall oder künstlichen Werkstoffen, eine bewegte Landschaft, die ständig neue Formen annahm, sowie eine Glas-Licht-Klang-Rotunde, die alle in gehobene Stimmung versetzen sollte.

Die folgenden Tage waren eher der Betrachtung kleinformatigerer Kunstwerke und der praktischen Ausübung der Künste gewidmet. In nachgebildeten Ateliers schauten sie sich Gemälde alter Zeiten an, beobachteten Maler und Bildhauer am Werk,

oder sie nahmen antike Musikinstrumente in die Hand und versuchten auf ihnen zu spielen.

Gut, all dies war tiefstes Altertum, aber lehrreich auf jeden Fall. Vielleicht konnte man die eine oder andere Anregung für die eigene Künstlerlaufbahn aufgreifen.

Mai und Jun waren, wie die anderen Kinder auch, abends immer erschöpft. Dennoch drängte es sie, sich in ihrem Schlafraum über die Erlebnisse und Gedanken des Tages auszutauschen, bevor sie in tiefen Schlaf fielen.

Nach dieser Zeit der Anschauung legten die Schüler eine Pause ein und verbrachten zwei Tage an einem See vor den Toren der Stadt. Anschließend stand ihnen ein schwieriges Lernprogramm bevor. Nachdem man sich zu Anfang vor allem den Schönheiten der anderen Kulturen zugewendet hatte, ging es jetzt um deren Fehler. Insbesondere der politische Bereich war hier angesprochen. Auch hierfür standen wiederum mehrere Tage zur Verfügung.

Der Ort der kommenden Ereignisse war ein kreisförmiger Saal, überspannt von einer gläsernen Halbkugel. Hier spielten Darstellungskünstler unterschiedliche Szenen, und entsprechend dem Inhalt der Stücke wechselte auch das Interieur des Raums. Die Schüler fanden sich in die Handlungen als Teilnehmer miteinbezogen. Auf diese Weise wurde vermieden, daß einfach nur ein Schauspiel vor ihren Augen ablief, dem sie je nach Lust und Laune mehr oder weniger Aufmerksamkeit schenkten.

Zuerst befanden sie sich in einer Versammlung, verteilt zwischen Männern in braunen Uniformen — auf diese Weise wurden auch Mai und Jun getrennt, was sie sehr bedauerten —, vor ihnen hielt ein Mann mit einem kleinen Oberlippenbart eine zackige Ansprache, bei der die Schüler spürten, wie sehr die Uniformierten von ihr ergriffen waren. Sie verstanden nicht alles, auch wenn einige unter ihnen von der Rede mitgerissen wurden, begriffen aber wohl, daß sich hier Gefährliches abspielte. Die

Männer sprachen die Kinder auch persönlich an, etwa indem sie fragten: „Er hat doch recht, oder?“ Keiner blieb unbeteiligt.

Auf einmal verdunkelte sich der Raum, die Schauspieler verschwanden, und in der Glaskuppel sahen die Schüler einen gewaltigen Aufmarsch mit Fackeln. Der suggestiven Wirkung dieses Ereignisses konnte sich niemand entziehen.

Am Nachmittag redeten sie mit den Erziehern über das Erlebte, stellten Fragen, und die Erzieher erzählten ihnen einiges über Diktatur und Totalitarismus, einen der politischen Kardinalfehler, die in fast jeder Kultur anzutreffen seien.

In den kommenden Tagen stellte man den Schülern auch andere Regierungsformen vor Augen, die sich negativ auf das Leben der Menschen und Staaten ausgewirkt hatten. Zum Beispiel die Demokratie, der, wie die Erzieher erklärten, die gutgemeinte Absicht zugrunde lag, daß das ganze Volk mitbestimmen solle. Doch wie oft wurden aus den Volksvertretern Volksverführer, oder aber rückgratlose Opportunisten, die nur sagten, was bei der Mehrheit ankam. Die Schüler nahmen teil an einer Parlamentsversammlung, bei der große Reden geschwungen wurden, und sahen, wie sich die Politiker, die kurz zuvor die schärfsten Gegner gewesen waren, anschließend in einer Speisehalle gemeinsam an einen Tisch setzten und einander mit einem gelblichen Gebräu zuprosteten.

Mai fragte bei der Nachbesprechung, ob man denn damals die Weisen ganz vergessen habe, die doch selbstverständlich auch die Macht innehaben müßten, ihre Weisheit durchzusetzen. Die anderen gaben ihr recht: Zu bestimmen, welches der richtige Weg sei, dazu sei die Mehrheit doch gar nicht in der Lage.

Die Kinder erschraken heftig, als sie eines Morgens eine vermeintliche Skulpturensammlung aufsuchten und statt anmutiger Gestalten die realistischen Nachbildungen deformierter Menschen erblickten, Männer und Frauen, vor allem aber kleine Kinder, mit kurzen Beinen und riesigen Armen etwa, und am

schlimmsten fanden sie die Gesichter: hervorquellende Augen, Münder wie Kuhmäuler, und fast alle sahen traurig aus. Dies war, wie man ihnen erläuterte, die Folge von Experimenten mit der Erbsubstanz. Es leuchtete allen ein, daß auch diese Zivilisation — wie konnte es anders sein — zum Untergang bestimmt war.

Bei diesem Rundgang bekamen sie auch andere in Stein gehauene Menschen zu Gesicht, die eher Heiterkeit auslösten: Die Figuren saßen oder standen in eigenartigen Posen, beispielsweise die Hände gen Himmel gehoben, die Finger dabei seltsam gespreizt, die Augen nach oben gerichtet, ein verzücktes Lächeln um die Lippen. Manche von ihnen hielten große Edelsteine in den Händen. Ein Aberglaube, erfuhren die Lernenden: Diese Menschen vertrauten dubiosen höheren Kräften, wünschten sich eine Fortentwicklung in einen unkörperlichen Zustand. Selbstverständliche Folge: Untergang.

Ein bestimmtes Volk, wurden die Kinder fernerhin belehrt, wollte besonders schlau sein, schloß sich gegen alle anderen Nationen ab und bewahrte Rassenreinheit. Folge: Verblödung, Untergang.

Wieder verbrachte die Gruppe zwei Tage des Müßiggangs. Anschließend begann die dritte Lernzeit. Anschaulich durch Darstellungskünstler verdeutlicht, wurden den Mädchen und Jungen Charakterschwächen und ihre Folgen nahegebracht. Sie erfuhren zum ersten Mal etwas von Geld, von Eigentum, von Besitzgier. Manche konnten sich kaum vorstellen, daß in alten Zeiten Zahlungsmittel als notwendig angesehen wurden. Warum eigentlich? Hier, im Reich, erhielt jeder, was er brauchte, Lebensmittel etwa, und die größeren Dinge wie Häuser und Hauseinrichtungen stellte das Reich kostenfrei zur Verfügung.

Neid, was war das denn nun schon wieder? Niemand war besser oder schlechter gestellt als die anderen, und Begabungen und Fähigkeiten hatte jeder in der je ihm eigenen Weise. Anerkennung

wurde jedermann zuteil, und die Höherbegabten erhielten je nach Rang und Position entsprechend mehr Verantwortung und Gemeinwohllasten aufgebürdet. Ohnehin zogen die meisten ein beschauliches, von der Gesellschaft hoch geachtetes Familienleben vor.

Machttrieb? Was hatte es damit auf sich? Gut, es gab eine gewisse Hierarchie, doch sie war natürlich und notwendig. Die Behörden mit beamteten Verwaltungskünstlern mußten eine gewisse Macht haben, erst recht der Weisenrat. Aber gerade das war eine kluge Einrichtung, es diente dem Wohl aller.

Luur erzählte den Kindern am Nachmittag, solche atavistischen Charakterschwächen, wie sie ihnen in abstoßender Weise vorgeführt worden waren, kämen im Reich grundsätzlich nicht mehr vor. Darüber könnten alle froh sein. Doch ganz gelegentlich ließe sich bei vereinzelten Personen ein solcher Fehler feststellen. In den jungen Jahren sei dies kein Problem, da man es, sobald erst einmal entdeckt, schnell durch die richtigen Erziehungsmaßnahmen korrigieren könne. Aber bei den anwesenden Kindern dauere es nicht mehr allzu lange, dann sei ihre Erziehung abgeschlossen, und wenn anschließend eine Charakterschwäche hervortrete, könne dies zum Schaden vieler gereichen. Er bat die Schüler daher für den Fall, daß derartiges einem von ihnen in den späteren Jahren bei einem Mitmenschen auffiele, es unverzüglich den Behörden zu melden. Dann könne auch diesem Menschen noch geholfen werden, zum Vorteil für ihn selbst und seine Umgebung.

Als sie an diesem Abend allein im Schlafraum waren, vertraute Mai Jun an, sie habe stark den Eindruck gehabt, Luur habe sich unwohl gefühlt, als er zu ihnen gesprochen habe. Jun bestätigte, er habe es ähnlich empfunden, aber nicht weiter darüber nachgedacht.

Zum Abschluß dieses Lernzyklus' wurde den Schülern beispielhaft gezeigt, wie weit das Reich den früheren Kulturen nicht

nur in politischer und charakterlicher Hinsicht, sondern auch in allen anderen Bereichen überlegen war. Die Medizin etwa: Wenn überhaupt einmal jemand erkrankte, war er in kürzester Zeit wieder auf den Beinen. Auch Verletzungen zu heilen stellte kein Problem dar. Wunden oder Knochenbrüche waren — dank des Wellenimpulsgeräts — in weniger als einem halben Tag verheilt. Infektionen gab es nicht mehr. Die Schüler schauten sich Beispiele kranker Menschen aus früheren Jahrhunderten an — und waren froh, daß dies der Vergangenheit angehörte. Alle konnten gesund und glücklich leben, das Reich ermöglichte es.

Nach einer weiteren Erholungsphase erkundeten die Kinder das „Viertel der Freuden". Die Erzieher hatten sie darauf vorbereitet, daß vor allem einige der Erwachsenen gerne wegen dieses Stadtteils nach Magna kämen. Inee betonte, ein gelegentlicher Besuch der dortigen Veranstaltungen könne neuen Auftrieb geben, doch sei keineswegs zu empfehlen — und deswegen war es auch verboten —, diesen Bereich öfter als vierteljährlich aufzusuchen.

In einer großen Arena fanden die immerwährenden Sportwettkämpfe statt. Vor allem Männer fühlten sich zu diesem Ort hingezogen. Jun konnte sich für diese Art von Vergnügungen nicht begeistern, sah jedoch ein, daß andere Menschen anders empfanden.

Viele besuchten die Hallen der bewegenden Musik, um sich dort in künstlerischen Posen zu üben, oder das Haus der Darstellung, wo sie Schauspiele genossen und sich, in Nebenrollen, an der Handlung beteiligten.

Selbstverständlich wurden auch Unterhaltungsmöglichkeiten geboten, die in den meisten Ortschaften zu finden waren, Dichterrunden etwa oder Wasservergnügungen, wenn auch weit großartiger.

Nicht wenige zog es in die Höhle der Selbstentblößung. Dort wurden sie — dank der Dämpfe der Wahrheit — in eine Art Trance versetzt und fühlten einen ekstatischen Genuß darin, sich

gegenseitig ihre innersten Gedanken und Gefühle zu offenbaren. Mai und Jun schreckten vor dem bloßen Gedanken daran zurück. Sie liebten es nicht, ihr Inneres vor anderen, vor allem vor Fremden, auszubreiten. Dagegen war es ihnen beiden zur Notwendigkeit geworden, sich gegenseitig Einblicke in ihr Seelenleben zu gewähren, den anderen an den eigenen Geheimnissen teilnehmen zu lassen.

Nachdem nun die Kinder gemeinsam mit den Erziehern Magna weitgehend erkundet hatten, stand ihnen ein Tag zur freien Verfügung. In Gruppen durften sie die Stadt durchstreifen und sich nach Belieben das eine oder andere noch einmal ansehen. Mai und Jun wollten sich keiner anderen Gruppe anschließen. Darüber war Luur nicht angetan, er erwähnte sogar etwas von einem Bericht. Doch Inee nahm ihn beiseite und redete ihm gut zu, und schließlich nahm er Abstand davon.

So zogen die beiden Kinder alleine los. Ihr Ziel stand von Anfang an fest: Es war das hohe Gebäude mit den spitzbogigen Fenstern, das vor tausenden von Jahren einem Verehrungskult gedient und dessen Gemäuer sie in eine so eigenartige Stimmung versetzt hatte. Ihnen war klar, daß es sich hierbei nicht um eine bloße Nachbildung handeln konnte, sondern daß zumindest ein Teil der Bausubstanz original war. Andernfalls hätte das Gebäude nicht derartig auf ihr Gemüt eingewirkt.

Dieses eine Denkmal alter Zeiten aufzusuchen, kam ihnen fast wie etwas Verbotenes vor. Sie erreichten bald den Ort und schauten von außen zu den Fenstern, den Türmen hinauf. Alles schien nach oben zu streben. Was wohl die damaligen Menschen beseelte, ein derartig reich mit Zierelementen und Figuren geschmücktes Bauwerk zu schaffen? Und das, wie sie erfahren hatten, mit relativ primitivem Bauwerkzeug. An diesem Gebäude hier hatten sie Jahrhunderte gebaut, die meisten der Baumeister und Arbeiter hatten die Vollendung nicht erlebt. Was trieb sie an?

Sicher, Mai und Jun hatten in Magna alte Bauten gesehen, die noch größer waren und bei deren Errichtung auch viel Menschenschweiß geflossen war, die Pyramide etwa. Doch in ihnen schien nicht dieselbe Begeisterung zu stecken, dasselbe Streben.

Die beiden gingen um das Bauwerk herum. Leider waren die Portale verschlossen. Endlich fanden sie eine Seitentür, die sich öffnen ließ. Sie betraten einen kleinen Raum mit kahlen Wänden. In einem offenen Holzschrank hingen prachtvolle farbige Gewänder. Eine weitere Tür führte ins eigentliche Innere der Verehrungsstätte. Es war still, kein Mensch ließ sich dort sehen. Schweigend, Hand in Hand, ging das junge Paar umher und berührte die Wände mit den Zeichnungen darauf. Was nur war es, das davon ausstrahlte?

„Sieh an, sieh an", hörten sie da eine bekannte Stimme. Sie drehten sich erschrocken um. Hinter ihnen stand der ältere Mann mit der spitzen Haube, der sie hier vor einigen Tagen belehrt hatte. „Habe es mir doch gedacht, daß ich Euch hier bald wiedersehen werde."

„Wieso …?" brachte Jun zögernd hervor.

„Ihr wart ja sehr beeindruckt." Er schwieg. „Nur wenige", sagte er, wie in Gedanken versunken, mehr zu sich selbst, „nur ganz wenige spüren es so deutlich wie Ihr." Und auf eine Frage antwortend, die sie gar nicht gestellt hatten, wandte er sich den beiden zu: „Ja, dieser Dom ist tatsächlich zum großen Teil echt. Das weiß, außer mir — und Euch — kaum einer mehr."

Und wieder sprach er mehr zu sich selbst als zu den Kindern. „Lange habe ich nicht mehr zu leben, in meinem Alter … Bald folge ich meinen Brüdern und Schwestern, in ein anderes Reich …" Er kicherte in sich hinein. „Viele von uns leben ja nicht mehr … Die meisten haben sie entdeckt, und dann …" Er lachte laut auf, Mai und Jun erschraken. „Aber alle werden sie nicht finden, nein, nicht alle."

Den Kindern wurde immer eigenartiger zumute.

„Seltsam“, sprach der Mann leise weiter. „Wirklich seltsam. Daß sie mich noch nicht abgeholt haben, seit sie es bei mir entdeckten. Ich glaube, der Alte hält seine Hand über mich.“

Mai und Jun sahen einander überrascht an.

„Seht Euch ruhig um, Kinder. Schaut Euch um. In aller Ruhe.“ Mit zwei Fingern machte er ein seltsames Zeichen über ihren Köpfen in der Luft, einen senkrechten und einen waagerechten Strich, drehte sich dann um und verschwand langsam hinter den Pfeilern, die das Gewölbe trugen.

Als sie wieder im Freien waren, flüsterte Mai Jun, der noch immer ein fragendes Gesicht zog, zu: „Verstehst du denn nicht?“

„Du meinst also …?“

„Genau. Er ist einer von ihnen. Er gehört zu jenen, vor denen er uns gewarnt hat.“

Für den Rest des Tages sprachen sie nicht mehr über dieses Erlebnis.

Auf den Höhepunkt ihrer Reise bereiteten sich alle durch ein mehrtägiges Fasten vor. Dann brachen sie auf, zum Zentrum von Magna.

Auf den ersten Blick waren die Neulinge enttäuscht. Unter dem „Tempel der Verehrung der Weisen“ hatten sie sich etwas anderes vorgestellt. Zugegeben, der erzene Kubus war riesig — aber eben vollkommen schmucklos. Man betrat ihn durch eine fast unscheinbare Öffnung, kaum mehr als ein größeres Loch, über dem eine Tafel mit der Aufschrift „Zum besten aller“ hing.

Doch kaum waren sie eingetreten, als ihnen fast die Augen übergingen. Sie waren geblendet von solch einer Schönheit.

Das eigentliche Heiligtum befand sich in der Mitte der von außen nüchternen, innen aber glänzenden Hülle. Es war eine über dem Boden schwebende Kugel von der Größe eines mehrstöckigen Wohnhauses. Ihre Farbe bestand aus einem tiefen Blau, das mit unbegreiflicher Intensität leuchtete. In dem Blau flossen, in

den Formen wuchernder und vergehender Pflanzen, Bäche von Gold. Jun fühlte sich entfernt an Lapislazuli erinnert, doch was sie hier sahen, war tausendfach prächtiger.

Die Luft duftete süßlich, und alle fühlten sich ungewöhnlich wohl, als sie sich auf Spiralwegen aus weichem Metall dem ersehnten Sanktuarium näherten. Und dann standen sie unmittelbar vor dem schwebenden Wunder und konnten ihre Augen nicht wegwenden von diesem faszinierenden Schauspiel.

Nach und nach traten die Besucher auf eine Plattform, die sich direkt unter der Kugel befand. An dieser Stelle hatte sie eine kreisrunde Öffnung, und jeder, der unter ihr stand, schwebte langsam nach oben in ihr Inneres hinein.

Oben befand sich eine ebensolche Öffnung, aus der die Verehrer wieder herausschwebten und sanft auf einer dort angebrachten Rampe abgesetzt wurden.

Man kam einzeln oder paarweise ins Heiligtum hinein. Keine Frage, daß Mai und Jun gemeinsam hochschwebten. Dabei hatten sie ein kribbeliges Gefühl im Bauch.

Im Inneren war es vollkommen still. Tiefe Dunkelheit umgab sie, nichts ließ sich erkennen. Sie merkten, daß die Bahn ihres Schwebeflugs sich änderte und eine Kraft sie zur Seite zog. Langsam, ganz langsam, wurde es hell. In einem weiten Kreis bewegten sie sich um das Zentrum der Kugel herum. Und dort sahen sie eine Projektion — oder war es eine Vision? Um einen großen Tisch herum, auf dem sich ein Modell des Reichs mit Bergen und Flüssen, mit den Städten und natürlich mit Magna befand, lagen fünfzig ältere Frauen und Männer mit unterschiedlicher Hautfarbe, gekleidet in strahlend weiße Gewänder, die meisten von ihnen mit langen grauen Haaren, und schienen zu diskutieren. Das mußte er sein, der Rat der Weisen, von dem sie schon so oft gehört hatten! Hier, in diesem Gremium, fielen die Entscheidungen zum Wohl aller Bewohner des Reichs. Welch ein Anblick war ihnen da vergönnt: Sie durften sie sehen, die Erhabenen und

Edlen, die mit Weisheit Erfüllten, denen jeder einzelne Reichsbürger so unfaßbar viel verdankte!

Immer wieder umkreisten sie diese Gestalten und fühlten sich dabei so unsagbar glücklich! Langsam wurde es wieder dunkel, und dann erschien, von Licht umflossen, ein einzelner weiser Mann in einem purpurfarbenen Umhang, würdiger noch aussehend als die anderen, mit tief gefurchtem Gesicht und Vollbart, und sie wußten, es konnte sich nur um den Großen Weisen handeln, der schon seit langer, langer Zeit dem Rat vorstand und der im Volksmund schlicht und einfach „der Alte" genannt wurde. Ernst und schweigend blickte er zu Mai und Jun herüber, die langsam näher und näher an dieses überlebensgroße Bild heranschwebten; dann endlich öffnete er den Mund, und, ihnen zulächelnd, sprach er mit tiefer Stimme: „Sprecht mir nach: Wir wollen alles zum Wohle aller tun!" Mit großem innerem Schauer sprachen die beiden den Satz nach. Und sie verneigten sich tief vor dem Alten.

Auch als die Erscheinung längst wieder entschwunden war, hallten ihre eigenen Stimmen noch lange nach in der Dunkelheit, und der Satz schien sich hundertfach, ja tausendfach zu wiederholen. Und dann trat wieder tiefe Stille ein. Die beiden waren noch so entzückt von dem Geschauten und Gehörten, daß sie kaum wahrnahmen, wie sie wieder nach oben zu schweben begannen. Als sie die Kugel verließen und auf der Rampe landeten, war ihnen, als erwachten sie aus einem Traum. Beide fühlten kurzzeitig einen inneren Schmerz, sie wußten nicht, warum.

Nachher fragten sie Inee, wie viele Stunden sie in der Kugel verbracht hätten. Sie lächelte ihnen geheimnisvoll zu und verriet ihnen, es seien nur wenige Sekunden gewesen.

Tief beeindruckt von allen Erlebnissen, verließ die Schülergruppe Magna. Diesmal folgten sie einem anderen Weg. Doch seltsam, wieder führte dieser zwar durch Wüste und Steppe, aber das Klima war jetzt bedeutend angenehmer als bei der ersten

Wanderung durch die unfruchtbare Zone um die Stadt. Ob dies wohl, fragte sich Jun, an den Verborgenen Maschinen liegt? Es war nicht üblich, viel über sie zu sprechen; vermutlich leisteten sie vieles von dem, das die Bewohner des Reichs als fast selbstverständliche Wohltaten hinnahmen.

Unnötig zu sagen, welch große Wiedersehensfreude bei den Kindern und ihren Angehörigen herrschte, als die Gruppe endlich in der Heimat eintraf.

Puu

Nicht lange nach ihrer Rückkehr aus Magna nahm Mai — zum ersten Mal in ihrem Leben — an einer Geburts-Feier teil. Anschließend erzählte sie es in allen Einzelheiten Jun, der es sehr bedauerte, daß er nicht hatte dabei sein dürfen, aber er war nun einmal mit der Gebärenden nicht verwandt.

Mais ältere Schwester bekam das Kind. Rechtzeitig zum Ereignis fanden sich die näheren Angehörigen ein. Sie saßen im Kreis um die Schwangere herum und beobachteten genau das Geschehen. Direkt neben der Frau befanden sich ihr Ehemann und die Geburtshelferin. Als das Kind da war und die Geburtshelferin es untersucht hatte, hob sie es triumphierend in die Höhe, und die Verwandten jubelten. Alle standen auf und schauten sich das kleine Mädchen, das sich schreiend bemerkbar machte, an. Das Baby wurde in die Arme der Mutter gelegt, jeder einzelne der Gäste trat vor, streckte seine Hände über der Kleinen aus und sagte laut: „Mögest du gedeihen, und möge dein Leben Glück für dich und das Reich bedeuten!“ Dann zog sich die Festgesellschaft zurück, um Vater, Mutter und Kind einander zu überlassen, und feierte bis zum Sonnenuntergang.

„Nehmend auch geben“ — mit diesem Spruch überraschte Jun Mai am nächsten Morgen. Während ihrer Abwesenheit hatte er sich Gedanken über das geplante Buch gemacht und einige Ideen auch schon niedergeschrieben.

„Liebe bereichert beide“ lautete ein anderer der Sprüche. Oder: „Liebe: Selbstüberschreitung des Ich auf ein Du hin.“

Mai war begeistert. Möglichst bald wollte Jun Weisheitsliteratur lesen, um darin weitere Anregungen zu finden. Mai meinte, beides sei erforderlich: die Erkenntnisse, die andere bereits gehabt hatten, aber auch die Neuschaffung aus dem eigenen Inneren.

Der weitere Prozeß der Entstehung des Liebes-Buchs ist nicht so interessant, daß ihn zu beschreiben sich lohnte. Wohl sind die enthaltenen Aphorismen lesenswert, so daß gelegentlich einige vorgestellt werden sollen.

Abgeschlossen wurde das Buch erst nach gut drei Jahren, als auch die Berufsausbildung von Mai und Jun beendet war. Sie hatten sich gemeinsam entschieden, die hohe Kunst der Erziehung zu erlernen. Inee und Luur sahen sie als ihre Vorbilder an.

Was konnte es Schöneres geben, als Kindern und Jugendlichen zu einem glücklichen Leben zu verhelfen: glücklich, indem sie durch das Verinnerlichen der Formeln alle unglücklich machenden Verhaltensweisen vermieden, und glücklich durch das Bekanntwerden mit den unterschiedlichsten Künsten, die die Erfüllung des Daseins bedeuteten.

Sie wußten von Anfang an, daß die Formung der kindlichen Seele nicht einfach war. Daher konnten derartige Schwierigkeiten ihrer Begeisterung für den Erzieherberuf auch nichts anhaben. Etwas eigenartig fanden sie, daß die Behörden großen Wert darauf legten, regelmäßig über die Entwicklung der einzelnen Kinder informiert zu werden. Doch auch dies diente schließlich dem Wohle des Reichs und seiner Bewohner.

Wie froh waren Mai und Jun, endlich zusammenleben zu dürfen. Sie hatten die Wahl gehabt, entweder im Haus seiner oder ihrer Eltern einzuziehen oder aber in ein eigenes kleines Quartier, und sich für Letzteres entschieden, da beide Elternhäuser nur noch geringe Raumerweiterungsmöglichkeiten boten — zu gering für ihren Wunsch, viele Kinder zu bekommen. Da ihr aufstockbares Kleinhaus sich zudem einigermaßen in der Nähe der

Elternhäuser befand, war es kein Problem, Familienkontakt zu halten.

Endlich konnten und durften sie für die meiste Zeit zusammen sein, sowohl im Beruf wie auch zu Hause. Und wenn ein Kind käme, würden sie zuerst gemeinsam zu Hause bleiben und anschließend wechselweise dem Beruf nachgehen, so daß sie nur kurz getrennt wären.

In die Praxis ihres Berufs fanden sie sich schnell hinein. Und der Umgang mit den Kindern fiel ihnen leicht. Sie versetzten sich gedanklich in ihre eigene Kindheit zurück und konnten dadurch die Kleinen besser verstehen. Irgendwie waren sie selbst noch Kinder geblieben.

Puu schlossen sie von Anfang an in ihr Herz. Erst als Fünfjähriger kam er in ihre Kindergruppe — seine Eltern waren von auswärts zugezogen. Er mochte seine Erzieher sehr, doch mit den anderen Kindern freundete er sich nicht so rasch an.

Puu hatte blonde Haare und außergewöhnlich schöne Gesichtszüge. Dazu strahlte der lebhafte und fröhliche Junge, der immer ein Lied auf den Lippen hatte, großen Charme aus. Die meisten Frauen, denen er begegnete, waren sofort von ihm angetan. Dagegen nahmen Männer eher eine reservierte Haltung ihm gegenüber ein, fast so, als wäre dieses kleine Kind ein möglicher Rivale. So fand auch Jun, der grundsätzlich von dem Jungen fasziniert war, gelegentlich harte Worte, wenn Puu nicht auf ihn hörte, ihn gar nicht zu hören schien, was sehr häufig geschah.

Der Junge verhielt sich ungewöhnlich gutartig und nutzte nie die eigene Überlegenheit — in vielfacher Hinsicht zeigte er sich überdurchschnittlich begabt — oder Schwächen der anderen aus. Besonders liebte er es, Mai eine Freude zu bereiten, pflückte Blumen für sie oder malte für sie ein Bild. Doch hatte er einen nicht zu übersehenden Zug zur Eigenwilligkeit. Wären es nur die Streiche gewesen, die er anderen spielte: gutartige Streiche, etwa indem er ihre Sachen versteckte. Man sah es oft seinem spitzbübischen

Lächeln im vorhinein an, wenn er etwas im Schilde führte — ein bezauberndes Lächeln übrigens, das Mai immer sofort entwaffnete. Aber er neigte auch dazu, eigene Wege zu gehen, schloß sich der Gemeinschaft nur ungern an — obwohl er nicht schüchtern war und keine Schwierigkeiten hatte, auf andere zuzugehen und sie anzusprechen — und mied auch die Teilnahme an gemeinsamen Spielen, was nicht etwa an mangelnden Fähigkeiten lag; im übrigen spielte er auch gerne, suchte sich dazu aber — wenn überhaupt — am liebsten Mai oder Jun als Partner aus.

Nahe der Stadt befand sich in einem Wäldchen ein „Hain der Verehrung der Formeln". Jede Kindergruppe zog zweimal jährlich dorthin, um den Formeln Achtung zu zollen durch stilles Verharren inmitten eines weiten Kreises hoher Flammen. Puu war gerade sechs geworden, als seine Gruppe den Gang zu diesem regionalen Heiligtum antrat. Im Hain setzten die Kinder sich auf den Boden, Jun hielt eine kurze erklärende Ansprache, dann schlossen alle, nachdem sie das Schauspiel der Flammen mit ihren immer wechselnden Farben genießend in sich aufgenommen hatten, die Augen, um sich den Sinn des heiligen Ortes innerlich zu vergegenwärtigen. Andächtig schwiegen die Schüler, minutenlang. Doch plötzlich gab es ein lautes Geräusch, es klang wie „Plopp". Die Verehrenden öffneten erschrocken die Augen und sahen, daß alle Flammen erloschen waren. Auf der Suche nach der Ursache des Erlöschens fiel Mai auf, daß Puu nicht mehr im Kreis der Kinder saß. Fieberhaft hielt sie nach ihm Ausschau und entdeckte ihn schließlich hinter einem der Bäume.

„Was machst du hier?" fragte sie ihn, leise genug, daß die anderen es nicht mitbekamen.

„Ich hab' da einen Mann durch die Lüfte fliegen sehen, mit Hasenohren. Da bin ich ihm hinterhergegangen und sah, wie er an einem seltsamen Kasten, dort hinter dem Baum, auf einen Knopf drückte. Da hat's auf einmal „Plopp" gemacht, und dann ist der Hasenmensch wieder durch die Luft davongesaust."

Jetzt war Mai klar, daß die „Entehrung“ des Heiligtums Puus Streich war. Sie sorgte dafür, daß er unauffällig wieder in die Gruppe der Kinder zurückkehrte.

Am Nachmittag erzählte sie es Jun. Er mußte zunächst laut lachen, dann versprach er ihr, den Vorfall nicht den Behörden zu melden.

Übrigens hörte man in der kommenden Zeit öfter einmal davon, daß die Flammen plötzlich erloschen und dadurch einzelne Verehrer oder ganze Gruppen erschreckt wurden. Mai und Jun erfuhren nie, ob Puu vielleicht anderen erzählt hatte, wie dies zu bewerkstelligen sei, und dadurch möglicherweise Nachahmer gefunden hatte — wobei ihnen diese Möglichkeit aufgrund seines geringen Austausches mit anderen eher unwahrscheinlich, wenn auch nicht ausgeschlossen erschien —, oder ob er selbst der „Täter“ war.

Ein Vierteljahr später fand in der Stadt ein Schwimmwettbewerb anläßlich der Eröffnung eines neuen Sportbades statt. Puu konnte schon ausgezeichnet schwimmen, ohne daß er groß dazu angeleitet worden wäre. Da er jedoch zu jung war, durfte er nicht teilnehmen. Wie Mai und Jun im nachhinein von Puu erfuhren, ärgerte er sich darüber. Während die jüngeren und älteren Sportler sich im Zentrum der Stadt sammelten, um dann einen Festzug zu dem neuen Bad zu veranstalten und anschließend — gemeinsam mit den Ehrengästen aus Magna — den Wettbewerb zu eröffnen, sah Puu sich die einzuweihende Örtlichkeit an und wollte zumindest einige Runden alleine schwimmen. Als er dabei spielerisch einmal tauchte, bemerkte er auf dem Beckenboden neben einer runden Metallplatte einen kleinen Druckknopf. Neugierig — und bereits ahnend, was dies bewirken würde — betätigte er den Knopf. Sofort bewegte sich die Platte zur Seite, eine Öffnung wurde sichtbar, und das Wasser des Beckens begann abzufließen. Der Sog war so stark, daß Puu nur mit äußerster Anstrengung wieder die Wasseroberfläche erreichen konnte.

Halb erschrocken, halb befriedigt, eilte er nach kurzem Ausruhen in ein Versteck.

Von dort aus hörte er kurz darauf, wie sich der Klang von Musikinstrumenten näherte, und da bog auch schon die Festgesellschaft um die Ecke, vorneweg der Träger einer riesigen Fahne, gefolgt von den Musikkünstlern in prächtigen Gewändern, dahinter trugen zwei kräftige Männer ein großes Räuchergefäß, aus dem sich duftende Rauchwolken in die Luft erhoben, dann kamen, in Zweierreihen, im Gleichschritt die Sportler, angefangen von den würdigen Senioren bis hin zu den Jugendlichen, es folgten die Ehrengäste und dahinter die Bewohner der Stadt.

Alle blieben unmittelbar vor dem Becken stehen. Ihren Blikken war es jedoch durch eine Lichtwand entzogen, in der Farbenspiele miteinander wetteiferten. Die Spannung stieg. Da auf einmal verschwand das Lichtschauspiel, und die Feiergesellschaft starrte in ein leeres Becken. Einen Moment lang herrschte Stille, dann waren laute Rufe des Schreckens, der Betroffenheit und des Erstaunens zu hören, und schließlich entwickelte sich ein Tumult. Dies war für Puu der Augenblick, den Ort des Geschehens zu verlassen. Auf ihn achtete jetzt eh niemand.

Als Mai und Jun diese Einzelheiten von Puu erfuhren — möglich, daß ihn sein schlechtes Gewissen dazu gedrängt hatte —, beschlossen sie, Stillschweigen darüber zu bewahren.

Wenige Tage darauf verschwand Puu.

*

„Ich versteh' das nicht …", sagte Jun zu Mai. In der Hand hielt er eine Karte mit der Benachrichtigung. Man hatte Puu abgeholt, um ihn „einer höheren Aufgabe zuzuführen."

Mai sah Jun ratlos an.

Sie gingen zwischen Obstbäumen in dem weiträumig umzäunten Erziehungsgarten auf und ab. Zwischen den Bäumen spielten

einige der Kleinen, es war gerade Lernpause. Andere strebten dem Eingang zu den unterirdischen Räumen zu. Händchenhaltend kreuzte ein junges Paar den Weg der Erzieher.

„Scheint die richtige Auswahl gewesen zu sein", rief Jun Mai zu. Ihm wurde warm ums Herz. Mai schaute ihnen ebenfalls nach. Da fiel Juns Blick wieder auf die Karte. Mai fühlte sofort seinen Kummer.

„Ich sehe, du weißt auch keinen Rat", sagte sie zu ihm.

Am Nachmittag, als sie aus dem Erziehungsgarten heimgekehrt waren und nicht mehr durch die Kinder abgelenkt wurden, brach Mai weinend zusammen. Sie konnte nicht fassen, was da geschehen war. Das durfte doch nicht wahr sein! In diesem Staat, der für jeden einzelnen Mitbewohner nur das Beste wollte, wurde ein Kind seinen Eltern, Freunden und Erziehern, seiner vertrauten Umgebung entrissen, die Angehörigen überließ man ihrem Entsetzen — für alle Betroffenen war gar nicht auszumalen, welchen Schaden sie dabei nahmen, vor allem Puu selbst. Warum nur? Warum? Er sollte einer höheren Aufgabe zugeführt werden. Weshalb hatten die zuständigen Organe denn nicht behutsamer vorgehen können? Selbst wenn die neuen Lebensumstände Puus nicht allgemein bekannt werden durften, wenn — aus welchen Gründen auch immer — Verschwiegenheit erforderlich war, selbst dann hätten die Behörden nicht diese … Brutalität anwenden müssen. Oder … oder sollte die Erklärung mit der anderen „Aufgabe" — sie wagte es kaum auszudenken — nur ein Vorwand sein? Mai wußte nicht ein noch aus. Sie lag in Juns Armen, der ihr tröstend das Haar streichelte.

Auch ihm kamen leise Zweifel. Er erinnerte sich wieder an die Geschichte mit Hamu, seinem Cousin, der mit ähnlicher Begründung vor Jahren von den Beamten mitgenommen worden war. Diese Sache hatte er vergessen, vielleicht verdrängt, und erst jetzt stieg in ihm wieder die Erinnerung auf. Keiner aus der

Verwandtschaft hatte je etwas über Hamus weiteres Schicksal erfahren.

Als Mai sich einigermaßen beruhigt hatte, sprach er mit ihr über Hamu. Gemeinsam fiel ihnen noch das eine oder andere ein, das ihre Zweifel an der Aufrichtigkeit der Behörden steigerte. Die Berichtspflicht der Erzieher etwa. Sie hatten dabei immer schon ein ungutes Gefühl gehabt. Zumal im Zusammenhang mit Puu, der anders war als die anderen Kinder.

„Können wir Puu helfen? Können wir überhaupt etwas tun?“ fragte Mai verzweifelt.

Jun nahm sie wieder in die Arme. „Wir werden ihn suchen. Und alles tun, was in unseren Kräften steht.“

Doch was nur konnte man unternehmen? Wen um Hilfe angehen? Die örtlichen Behörden? Puus Eltern hatten sie sofort aufgesucht, doch brachte sie dies keinen Schritt weiter. Der Beamte, sagten sie, habe ihnen geraten, sich mit ihrer Situation abzufinden. Schließlich geschehe alles zum besten des Jungen. Näheres über die Angelegenheit schien auch er nicht zu wissen.

Mai und Jun ließen sich zunächst beurlauben — schweren Herzens, denn jedes einzelne der ihnen anvertrauten Kinder hatten sie liebgewonnen. Den Behörden bereitete diese Freistellung übrigens keine Probleme. Der zuständige Beamte machte eine Andeutung, die sie zuerst nicht verstanden oder verstehen wollten: „Ihr könnt Euch gerne auch Euer ganzes Leben lang beurlauben lassen … wir haben genügend fähige Erzieher.“ Später wurde ihnen klar, daß man an höherer Stelle offenbar froh darüber war, daß sie ihre Erziehungstätigkeit zumindest vorübergehend niederlegten. Was nur hatten sie falsch gemacht?

Im Moment war Puu wichtiger.

*

„Jedes Menschen Liebe ist anders, so wie auch jeder Mensch ein anderer ist."

Ihr gemeinsames Werk über die Liebe — bisher hatte es noch nicht erscheinen dürfen. Die Behörden ließen ungewöhnlich lange auf ihre Zustimmung warten. Was konnte das bedeuten?

Gemeinsam mit Puus Eltern überlegten Mai und Jun, wo man am ehesten etwas über den Jungen erfahren konnte. Vielleicht sollten sie sich an die Mittelbehörde in der benachbarten Kreisstadt wenden? Alle Beteiligten hatten inzwischen schon genügend Erfahrung mit den öffentlichen Verwaltungen, um sich davon keine große Hilfe zu erhoffen. Dennoch sagten die Eltern des Jungen, sie wollten es versuchen. Mai und Jun hingegen beschlossen, ihr Anliegen direkt der obersten Behörde vorzutragen — in der Hauptstadt, in Magna. Falls nötig, würden sie sogar noch weiter gehen. Die Eltern bekundeten, sie hätten sich gerne den Erziehern angeschlossen, doch hielten Verpflichtungen sie zurück, zumal gerade jetzt ein größerer Auftrag für eine öffentliche Skulptur bei ihnen als Bildhauern eingegangen sei. Mai hatte allerdings den Eindruck, sie wirkten eingeschüchtert und hätten nicht den Mut, sich wirklich um eine Aufklärung der Angelegenheit zu bemühen.

Nachdem sie sich von ihren Angehörigen und Freunden verabschiedet und viele Ratschläge mit auf den Weg bekommen hatten, brachen Mai und Jun mit geringem Gepäck auf. Juns Mutter begleitete sie noch bis zur Stadtgrenze, sie wirkte betrübt über die Trennung.

Die Reise war mit keinerlei Schwierigkeiten verbunden. Die unterwegs aufgesuchten Gästehäuser nahmen sie freundlich auf, der Steppengürtel um Magna bereitete — wegen gegenwärtig idealer klimatischer Bedingungen? — nicht die geringsten Probleme, und in der Stadt selbst fanden sie sofort ein angenehmes Quartier. Sollte tatsächlich die Behörde Puus Eltern Hindernisse bei ihren Nachforschungen in den Weg gelegt haben — was Jun

eher nicht glaubte, er schrieb die schlechte Mithilfe der Beamten dem Bürokratismus zu, den auch die Weisen bisher nicht ganz aus der Welt schaffen konnten —, bei ihnen selbst jedenfalls konnte von Hemmnissen, welcher Art auch immer, keine Rede sein.

Für die Schönheiten der Stadt hatten die beiden jetzt keine Augen. Schon am Morgen nach der Ankunft machten sie sich auf die Suche nach der zuständigen Dienststelle, die sie nach einigen Nachforschungen fanden. Es bewährte sich, daß sie Erfahrung im Umgang mit Ämtern gesammelt hatten.

Die Beamtin, eine Frau um die Fünfzig, die, wie alle höheren Verwaltungskünstler, eine silberfarbene Halskrause trug, die besonders gut zu ihrer dunklen Hautfarbe paßte, sah sie, als sie ihre Fragen gestellt hatten, lange und eindringlich an. Dann bat sie sie freundlich, sich mit ihr an den Tisch zu legen und einen Becher von dem köstlichen Saft einer erst kürzlich gezüchteten Frucht zu trinken. Mai und Jun warfen sich erstaunte Blicke zu und folgten dann der Bitte.

„Pfleg die Liebe. Laß nicht zu, daß deine Aufmerksamkeit für den Geliebten abnimmt. Erfülle dich ganz mit dem Wunsch, ihm jeden Tag aufs Neue Freuden zu bereiten — und du wirst sehen, die Liebe wächst." Die Beamtin hatte eine sehr schöne Stimme.

Jun schluckte. Das war ein Spruch aus ihrem gemeinsamen Buch.

„Wirklich, ein großartiges Werk. Ich habe es mehrmals gelesen. Meine Gratulation."

Jun wollte gerade fragen: „Aber woher …", als die Beamtin ihm ins Wort fiel. „Wegen des Kindes könnte ich Euch jetzt zu einer anderen Behörde schicken, und diese Behörde schickt Euch wieder weiter. Oder ich bestehe auf dem Dienstweg: alles ganz langsam von unten nach oben, und in einem Jahr landet der Vorgang dann wieder auf meinem Schreibtisch. Aber ich tue nichts von alledem. Ich sage Euch nur Eines: Mir sind die Hände gebunden, mein Mund ist verschlossen. Und keine Behörde im ganzen

Staat wird Euch weiterhelfen. Übrigens, was Ihr jetzt gehört habt, ist nicht offiziell, ich habe derartiges nie geäußert … Darf ich Euch noch etwas anbieten?“ Der letzte Satz klang ein wenig zynisch. Sofort schien sie diese Wendung zu bedauern — vielleicht war es ein eingespieltes Schema der Beamtin —, sie setzte sich auf, lächelte herzlich, ergriff je eine Hand von Mai und Jun und sagte warm: „Seid nicht dumm. Genießt Euer Leben. Das Buch — ich wäre, ehrlich, traurig, wenn es nicht veröffentlicht würde. Gut, vielleicht mit der einen oder anderen kleinen Änderung. Zum besten der Menschen.“

Was wäre zum besten, fragte Jun sich, das Buch oder die Änderungen.

Beide waren mit großer Entschlossenheit hergekommen — und jetzt nicht wenig verwirrt. Sie mußten erst einmal gemeinsam darüber nachdenken. Jun wußte, daß Mai das Gleiche dachte. Sie ließen sich von der Beamtin bis auf die Straße führen, wo sie sich freundlich und anscheinend wirklich auf ihr Bestes bedacht von ihnen verabschiedete.

Was nun? Sie gingen erst einmal durch die Straßen und sprachen über diese eigenartige Begegnung. Ihr Buch hatte Aufmerksamkeit gefunden, ohne Zweifel, wenn nicht gar Aufsehen erregt. Auch konnten sie sich des Eindrucks nicht erwehren, daß man an oberer Stelle gut über sie informiert war, vielleicht sogar sie beobachtete. Weiterhin schien ihnen, als brächte man ihnen ein gewisses Wohlwollen entgegen. Nur so konnten sie sich die Ereignisse der letzten Tage erklären.

Auf die weitere Suche nach Puu wollten sie auf keinen Fall verzichten, ihr Buchprojekt war im Augenblick vollständig nachrangig. Wie hatte die Beamtin nur denken können, sie auf diese Weise zu ködern?!

In einem Park setzten sie sich hin. Da sahen sie einen kleinen Jungen spielen, etwas jünger als Puu. Er war vielleicht das Kind eines der Beamten der Hauptstadt. Arglos kam er auf sie

zu, lächelte sie an und fragte sie, ob sie mitspielen wollten. Nein, auf keinen Fall würden sie aufgeben und Puu einfach einem unbekannten Schicksal überlassen! Zorn stieg in Jun auf, Zorn auf diese so perfekte Verwaltung des menschlichen Glücks, die solches Leid zuließ. Mai begab sich mit dem fremden Jungen zum Spielen ein wenig abseits, sie wollte nicht, daß Jun ihn mit seiner jetzigen Stimmung erschrecke.

Nur einen Weg sahen sie jetzt: sich an den Rat der Weisen zu wenden. Wenn diese Edlen so waren, wie sie immer beschrieben wurden, würden sie sicher ein Einsehen haben und die selbstherrliche und willkürlich handelnde Beamtenschaft in ihre Grenzen weisen. Diese Beamten, die die Grausamkeit begangen hatten, den Kleinen seinen Eltern und seiner Umgebung zu entreißen. Unmöglich konnte solch ein Handeln auf Regeln beruhen, auf Gesetzen, die die regierenden Weisen erlassen hatten.

Doch wie sollten sie es anstellen, zu den Weisen zu gelangen? Sie wußten, diese lebten und versammelten sich im Regierungsviertel. Aber das war von einer Mauer umgeben. Die Weisen sollten vor allen Ablenkungen bewahrt werden, und deshalb sollten nicht ständig Reisende den geheiligten Bezirk betreten können.

Auf eine offizielle Zutrittsgenehmigung konnten Mai und Jun nicht hoffen, das war ihnen klar. Diese hätte wieder ein Beamter erteilen müssen — und mit Sicherheit verweigert.

So beschlossen sie, in der Nacht, bei Dunkelheit, ihr Schlafquartier vorsichtig zu verlassen — für alle Fälle, vielleicht würden sie überwacht —, um dann zu erkunden, ob sie irgendwie ins Regierungsviertel eindringen könnten.

Als sie aufbrachen, leuchteten die Straßen und Wege gerade so, daß man sich noch gut orientieren konnte. Mühelos erreichten sie den gesuchten Bezirk. Die ihn umgebende Mauer war nicht besonders hoch. Mit etwas Geschick konnte es ihnen zu zweit gelingen, das Hindernis zu überwinden. Das Viertel selbst schien weit mehr erhellt zu sein als die übrigen Stadtteile — ein

sicher nicht so günstiger Umstand, aber wenn sie erst einmal drüben wären, würden sie schon sehen.

Sie näherten sich der Mauer, die von einer breiten leeren Zone umgeben war. Doch mit jedem Schritt auf die Mauer zu leuchtete der Boden heller, und ein unangenehmes, sogar äußerst unangenehmes Geräusch ließ fast ihr Blut in den Adern gefrieren. Sofort liefen sie wieder zurück, und Helligkeit wie auch Geräusch ließen nach. An anderer Stelle versuchten sie es noch einmal. Mai blieb am Rand der Zone stehen, Jun schritt vor, und erneut wurde es hell um ihn herum und geradezu unerträglich laut. Wieder blieb ihm nur übrig, schnellstens umzukehren. Mai berichtete ihm erstaunt, sie habe von ihrem Standpunkt aus nicht das Geringste gehört, und nur Jun selbst habe sie hell erleuchtet gesehen, hingegen nicht die gesamte Zone und auch nicht die Mauer.

Eines schien klar zu sein, sie brauchten es gar nicht erst weiter zu versuchen. Der Regierung war es ernst mit der Abriegelung des Viertels. Selbst wenn sie das Licht nicht gescheut und sich die Ohren verstopft hätten, mit Sicherheit wären sie noch auf weitere Hindernisse vor oder auch jenseits der Mauer gestoßen.

Fast schon verzweifelt, zogen sie sich zurück. In dieser Nacht kuschelten sie besonders eng aneinander.

Am nächsten Morgen, als sie ihr Frühstück zu sich nehmen wollten, trat ihnen der Quartierwirt entgegen. Mit kaum zu überbietender Freundlichkeit teilte er ihnen mit, aus einem besonderen Anlaß serviere er heute — dabei blinzelte er mit einem Auge — Köstlichkeiten, wie es sie nicht einmal auf Geburtsfeiern gebe. Und als Getränk biete er ihnen eines mit einer besonders erhebenden Note an.

Mai und Jun, mißtrauisch geworden, verzichteten dankend und begnügten sich — zur Enttäuschung des Wirts — mit einer schlichteren Mahlzeit.

Gestärkt durch das Frühstück, machten sie sich auf den Weg durch die Stadt, in der Hoffnung, daß ihnen bei einem Spaziergang

eine Idee käme, die ihnen weiterhelfen könnte. Tief in Gedanken versunken, gelegentlich ihre Überlegungen austauschend, die sie aber keinen Schritt weiter brachten, achteten sie nicht sonderlich auf ihre Umgebung. So kam es, daß sie auch das große Areal mit den Bauwerken vergangener Kulturen betraten. Sie gerieten immer tiefer hinein, ohne daß sie sich dessen wirklich inne wurden.

Auf einmal wurden sie gestört. Um sie herum tanzten seltsam hopsend zwei eigenartige Gestalten: Einer trug ein buntes Gewand mit verschiedenfarbigen Hosenbeinen, auf dem Kopf eine schellenbesetzte Kappe, ein anderer hielt in der Hand ein langes Blasinstrument, das hauptsächlich aus einem dünnen metallenen Rohr bestand. Dieses setzte er jetzt an die Lippen und blies kräftig hinein, wodurch das Instrument so schrille Töne ausstieß, daß einige der Besucher erschrocken zurückwichen. Gleichzeitig schlug der andere mit einem weichen Stock scherzhaft Leute auf den Kopf und lachte dabei laut. Während Mai und Jun den beiden zuschauten, fiel auf einmal Juns Blick auf ein hohes Gebäude, und sofort erkannte er die Kultstätte wieder, Dom genannt, die sie vor wenigen Jahren so sehr beeindruckt hatte. Er sah Mai in die Augen, und beiden kam gleichzeitig der Gedanke, den Mann mit der spitzen Haube aufzusuchen. Hatte er nicht damals gesagt, der „Alte“ hielte schützend seine Hand über ihn? Vielleicht konnte er ihnen weiterhelfen.

Sie traten durch das geöffnete Hauptportal ein. Wieder umfing sie diese eigenartige Stimmung, wie damals schon. Anscheinend waren sie allein. Mai berührte behutsam die Wände. Dann gab sie Jun ein Zeichen, und sie setzten sich auf eine der Bänke. Sie schien etwas wahrzunehmen; ihre Augen wirkten, als sähen sie in die Unendlichkeit. Jun wagte nicht, sie zu stören. Nach einer Weile stand sie auf, faßte Juns Hand, und sie gingen weiter.

„Kann ich Euch helfen?“ hörten sie da eine zaghafte Stimme von der Seite. Ein alter, etwas klein gewachsener und sehr magerer Mann stand da, in einem ähnlichen Gewand wie der,

den sie zu finden hofften, aber ohne den spitzen Hut. Sie gingen auf ihn zu, und Jun fragte ihn freundlich, ob er den früheren Verwalter dieser Stätte kenne. Der Mann schaute ihn mißtrauisch an und sagte schnell, der sei vor zwei Jahren plötzlich verschwunden, vielleicht inzwischen verstorben.

Mai warf Jun einen kurzen Blick zu; da wußte auch er, daß dieser Mann nicht ganz die Wahrheit sagte, zumindest sie auf eine falsche Fährte zu lenken suchte.

„Wir müssen ihn wirklich ganz dringend sprechen. Nur er kann uns weiterhelfen! Es geht darum, daß wir …"

„Tut mir leid, ich kann Euch nichts anderes sagen", unterbrach er Jun und wandte sich zum Gehen.

Da hatte Jun einen Einfall. Er hob die rechte Hand und wiederholte das Zeichen, das sie bei dem Gesuchten gesehen hatten, ein Kreuz.

Der Mann schien verwirrt zu sein. Er stotterte: „Ja, ähm, was … soll das?" Mai und Jun spürten die Angst in ihm.

Mit raschen Schritten entfernte er sich. Schon war er fast hinter einem Pfeiler verschwunden, da sagte Mai leise, aber doch vernehmbar das in ihrer Sprache unbekannte Wort „Amen".

Der Mann blieb stehen. Jun sah, wie ein Zittern durch ihn ging. Dann winkte er den beiden, ihm zu folgen.

Später, als sie wieder allein waren, erklärte Mai Jun, sie habe, als sie in der Bank saßen, die Erscheinung einer Gruppe von Männern in braunen Kapuzengewändern gehabt, die ein Chorlied sangen, ein sie tief ergreifendes Lied, und zum Abschluß des Gesangs sei ein langes „Amen" erklungen.

Der Mann führte sie in einen kleinen Raum. Bevor er die Tür schloß, sah er noch einmal vorsichtig zurück, ob ihnen jemand gefolgt war.

„Ich dachte vorhin, die da oben hätten wieder ihre Spitzel geschickt. Erst vor wenigen Tagen war einer hier. Sie kennen jetzt auch unser Zeichen, aber ich habe ihn doch durchschaut."

Er hielt kurz inne.

„Euch traue ich. Ihr seid nicht so wie die. Ich weiß und fühle es jetzt."

„Danke", kam es über Mais Lippen.

„Ihr braucht mir nichts weiter zu erklären. Zu Gran wollt Ihr also, dem früheren Verwalter." Seine Stimme war sehr leise, als befürchtete er, von außen belauscht zu werden.

„Ich verrate Euch, wo Ihr ihn findet." In knappen Worten beschrieb er ihnen den Weg dorthin. „Aber seid vorsichtig dabei, schaut Euch immer um, damit niemand Euch folgt, und das Wichtigste: Nehmt auf keinen Fall Eure Armreifen mit!"

Fragende Gesichter blickten ihn an.

„Sonst wissen sie immer sofort, wo Ihr seid."

Die beiden verstanden. „Wer sind ‚sie'?" wollte Jun noch fragen, aber der Mann drängte sie, ihn zu verlassen. „Damit es nicht auffällt", erklärte er. Er machte noch das Segenszeichen, und sie trennten sich.

*

In der Nacht ließen sie die Armreifen, die sie nur mit großer Mühe abnehmen konnten, in ihrem Quartier zurück, und suchten den Weg zu dem Versteck Grans. Sie waren dabei äußerst vorsichtig und gingen teilweise durch unbeleuchtete Bezirke, die ihnen der Mann beschrieben hatte. Es war ihnen schon unheimlich zumute, als sie sich zwischen Büschen durchzwängten und ein dunkles Kanalsystem, das offenbar der Abwasserentsorgung diente, durchqueren mußten. Auf dem Weg durch das unterirdische Labyrinth roch es nicht gerade angenehm, und ständig gluckste das Wasser neben ihnen. Endlich stiegen sie wieder ins Freie.

So standen sie nach vergleichsweise kurzer Zeit, die ihnen jedoch sehr lange vorgekommen war, vor der großen Pyramide,

die im schwachen Licht der Sterne unheimlich wirkte. Sie gingen in den dunklen Gang hinein, den sie vor Jahren, als Heranwachsende, mit Fackeln betreten hatten. Jetzt konnten sie sich nur auf ihr Gehör und ihren Tastsinn verlassen, Licht wäre möglicherweise verräterisch gewesen. Sie machten in der Dunkelheit, sich an den Händen haltend, die beschriebene Anzahl an Schritten, fühlten dann an den Wänden, wie der Gang sich gabelte, folgten dem rechten Weg und ertasteten schließlich in Kopfhöhe die drei großen Quader, die sich etwas glatter als die anderen anfühlten. Gegen den mittleren Stein klopften sie vier Mal. Dann warteten sie.

Zunächst tat sich nichts. Sie hatten aber das Gefühl, beobachtet zu werden. Dann spürten sie plötzlich einen leichten Luftzug, und eine Stimme flüsterte ihnen zu: „Kommt herein."

Vorsichtig und unsicher gingen sie in Richtung der Stimme. Hier war eben noch die Steinwand gewesen. Kurz darauf wurde es um sie herum heller, und sie sahen, als ihre Augen sich an das Licht gewöhnt hatten, daß sie sich in einem Wohnraum befanden, der sogar unerwartet gemütlich wirkte. Vor ihnen stand Gran, der alte Verwalter, ohne feierliches Gewand und ohne die spitze Haube. Vielmehr war er in eine Decke gehüllt und schien zu frösteln. Seine Haut sah blaß aus.

Er schien ein wenig überrascht zu sein. Dann erkannte er sie wieder. Sofort ging ein strahlendes Lächeln über sein Gesicht.

„Ihr seid es. Willkommen in dieser schlichten Behausung. Macht es Euch bequem."

Von den Wänden ging ein warmes Leuchten aus.

Sie nahmen Platz. Gran ließ es sich nicht nehmen, Süßes und Getränke anzubieten. Dann lieh er ihnen sein Ohr, und die beiden erzählten, wie sie ihn gefunden und was sie auf dem Herzen hatten.

„Gerne will ich versuchen, Euch zu helfen. Die Frage ist nur, ob Ihr erfolgreich sein werdet. Wißt Ihr, die Zeiten sind unruhig."

Er kicherte. „Ihr habt schon richtig vermutet. Den ‚Alten' kenne ich gut. Er würde Euch sicher gern einen Gefallen tun. Wenn es nur so einfach wäre. Es gibt da Dinge, die können ganz schön hinderlich sein. Und die Menschen — tja, die sind oft schlimmer als die Dinge."

Gran sprach in Rätseln.

„Ihr könnt froh sein, daß er noch lebt. Dem da oben sei Dank", er deutete mit dem Zeigefinger in Richtung des jetzt nicht sichtbaren Himmels, „daß ich ihn verbergen konnte. Hier, wo Ihr liegt, lag vor kurzem noch er."

Jun hatte den Eindruck, sein Gegenüber sei verwirrt.

„Nein, mein Junge, ich sehe, was du denkst, nein, ich bin noch ganz klar im Kopf." Seine Stimme klang laut, und Jun erschrak über diese plötzliche direkte Ansprache.

„Laßt es Euch erklären", setzte Gran seine Rede wieder leiser fort. „Die Zeiten ändern sich, auch wenn die meisten von uns es nicht wahrhaben wollen. Und doch bleiben wir Menschen in gewisser Hinsicht wohl immer gleich. Die Weisen — auch sie sind Menschen, ebenso wie wir. Mit menschlichen Schwächen."

Gran lehnte sich in seinen Sitz zurück und begann zu erzählen. Im Weisenrat gab es seit wenigen Jahren zwei Gruppen. Die kleinere hatte sich um eine jüngere Weise herum gebildet, die erst 88 Jahre alt war und größere Reformen im Staat anstrebte. Das Ziel dieser Frau war es, härtere Regeln einzuführen, etwa in der Form, wie sie zu Beginn des Reichs bestanden hatten. Auf Einzelheiten hierzu wollte Gran nicht näher eingehen. Diese geplante Reform richtete sich allerdings gegen den Alten, der eher gemäßigtere Regeln bevorzugte und damit die Politik seiner beiden direkten Vorgänger fortsetzte. Man munkelte, die Gegnerin wolle möglichst bald den Alten entmachten und selbst Vorsitzende des Rats werden. Zwar scharte sich die größere Gruppe um den Alten und seine Politik, aber er verlor allmählich an Boden. Kürzlich konnte er nur mit knapper Not einem Mordanschlag

entrinnen. In derselben Nacht noch wurde ein zweiter Anschlag auf seine Wohnung verübt. Er, Gran, hatte ihn und seine nächsten Angehörigen jedoch zu dieser Zeit — was niemand sonst wußte — in seinem Versteck verborgen und ihnen damit das Leben gerettet.

Ja, früher waren der Alte und er enge Freunde gewesen, bis er, Gran, sich aus Überzeugung den Verfolgten angeschlossen hatte. Danach hätten sie sich zwar einander entfremdet, seien aber nie Feinde geworden, sondern es hätte nach wie vor Wohlwollen zwischen ihnen geherrscht.

Gran selbst hatte man vor zwei Jahren ermorden wollen. Der Alte konnte ihn gerade noch rechtzeitig warnen, seither lebte er in diesem Versteck — „eine Unterkunft, die in weiser Voraussicht geschaffen wurde“ — und wagte sich nur nachts ins Freie.

Wie es weitergehen sollte mit dem Weisenrat und dem Reich — Gran wußte es nicht zu sagen.

Als sie sich verabschiedeten — nicht wissend, wie und wann Gran ihnen helfen könne — fragte er sie noch: „Sagt, habe ich mich durch den Verrat an meiner Überzeugung, indem ich im Dom vor der ‚Sekte‘ warnte, sehr versündigt? Ich tat es, glaube ich, in der besten Absicht, um auf diese Weise unserer Mission auch in der Höhle des Löwen dienen zu können.“ Er erwartete keine Antwort.

Der Alte

„Ihr könnt beruhigt sein, Puu geht es nicht schlecht, und er ist nicht in Gefahr."

Mai und Jun atmeten auf. Sie wußten, der „Alte" sagte die Wahrheit.

Es war Gran also gelungen, eine Treffen zwischen ihnen und dem Alten zustande zu bringen. Wenige Tage nach ihrem Pyramidenbesuch waren sie von einem Gesandten abgeholt worden und befanden sich nun im Arbeitsraum des Großen Vorsitzenden. Er bewohnte ein erstaunlich schlicht ausgestattetes Gebäude innerhalb des Regierungsviertels. Auf die beiden wirkte der Alte, der mit Sicherheit schon älter als 120 Jahre war, deutlich schmächtiger, als sie ihn sich anhand der Erscheinung im „Tempel der Verehrung der Weisen" vorgestellt hatten. Und hier, in seinem Büro, war er ebenso unbekleidet wie sie. Er schaute sie ernst an. In seinen Zügen ließen sich Kummerfalten erkennen.

„Was in meiner Macht steht", sagte er nach einer Weile, „werde ich tun, damit es Eurem Puu auch weiterhin gut geht — seiner Lage entsprechend. Aber sehen oder mitnehmen dürft Ihr ihn nicht. Auch meine Macht hat ihre Grenzen, und die Regeln können nicht straflos verletzt werden … Besonders in der gegenwärtigen Situation muß ich sehr aufpassen. — Ihr seht, ich begegne Euch mit großer Offenheit. Daher erwarte ich auch von Euch Entgegenkommen."

Mai und Jun schwiegen abwartend.

„Ihr könnt ja ganz schön hartnäckig sein!“ Das Gesicht des Alten erhellte sich, und er nickte ihnen anerkennend zu. „Wißt Ihr, ich hatte es gehofft, nachdem ich Euch seit Längerem beobachten ließ und … Euch auch den Weg ein wenig ebnete. Nun, Mitarbeiter wie Euch können wir hier gut gebrauchen … Sagt jetzt nichts.“

Verständlich, daß Mai und Jun — zum wiederholten Mal in letzter Zeit — das Erstaunen ins Gesicht geschrieben stand.

Der Alte erhob sich und trat zu dem halbkugelförmig nach außen ausgebuchteten Fenster. Dort wies er mit einer Geste in die Ferne.

„All die Menschen im Reich sind auf uns angewiesen. Wir helfen ihnen, glücklich zu sein. Und gute neue Ideen — wirklich gute Ideen! —, damit die Welt besser wird, sind selten.“ In Gedanken versunken, ergänzte er: „Fast glaube ich, wir hier brauchen solch einen Anschub noch mehr als alle die da draußen.“

Er wandte sich wieder den beiden zu. „Eure Texte über die Liebe gehen in die richtige Richtung. ‚Wer den anderen findet, findet sich selbst.‘ Oder: ‚Teile, und du gewinnst hinzu.‘ Oder auch: ‚Wer liebt, versteht.‘ Das sind Gedanken, die uns neue Möglichkeiten eröffnen.“

Er trat vor die beiden hin, und sie standen auf. Da legte er seine Hände auf die Köpfe von Jun und Mai: „Ich frage Euch: Wollt Ihr Mitarbeiter des Rats der Weisen werden? Meine persönlichen Mitarbeiter? Oder genauer: Ich bitte Euch darum.“

Mai und Jun waren sprachlos. Alles ging so furchtbar schnell. Was wollte man eigentlich von ihnen?

„Laßt Euch Zeit mit Eurer Entscheidung. Überlegt es Euch in aller Ruhe. Wenn Ihr mir in einigen Tagen Bescheid gebt …“ Damit geleitete er sie aus dem Raum.

Mitarbeiter des Weisenrats: ein ungewöhnliches Angebot. Die beiden waren zutiefst verwirrt.

Mitglied des Rats, also Weiser, konnte man erst werden, wenn man ein Alter von mindestens 80 Jahren erreicht hatte. Die

Berufung in diesen Kreis der Edlen erfolgte durch Mehrheitsbeschluß der Ratsmitglieder. Ein neues Mitglied wurde nur dann berufen, wenn ein anderer Weiser verstorben oder aus sonstigen Gründen aus dem Rat ausgeschieden war. Für eine Mitgliedschaft kandidieren konnten Frauen und Männer, die im Reich durch besondere Leistungen oder Verdienste aufgefallen waren. Selten kam es vor, daß jemand berufen wurde, der nicht von sich aus kandidiert hatte. So war es beim Alten geschehen, der sich schon in jungen Jahren durch seine Erziehungsforschung verdient gemacht hatte, wodurch bedeutende Verbesserungen in die Erziehungspraxis eingeführt werden konnten. Er wurde mit 81 Jahren, auf Empfehlung der damaligen Vorsitzenden hin, ohne daß er selbst sich darum beworben hätte, in den Kreis der Weisen aufgenommen, und schon zwei Jahre darauf wählte ihn der Rat, nachdem die Vorsitzende kurz vor ihrem Tod ihr Amt niederlegte, zu ihrem Nachfolger. Nicht zuletzt durch die Tatsache seines schnellen, von ihm selbst gar nicht angestrebten Aufstiegs errang er sich beim Volk den Ruf einer außergewöhnlichen, fast schon legendären Führer-Gestalt. Hinzu kamen die Fortschritte im Wohlergehen der Bevölkerung während seiner Regierungszeit und seine wahrhaft weisen und oft milden Entscheidungen. Ihm verdankte man den weiteren Ausbau der Verborgenen Maschinen, wodurch vieles im Leben leichter wurde, andererseits hatte er dafür gesorgt, daß das Prinzip der dualen Reize — Anspannung und Entspannung, Genuß und Entsagung — konsequenter nicht nur in der Erziehung, sondern auch im Leben der Erwachsenen angewandt wurde, und hatte dadurch letztlich eine größere Zufriedenheit der Menschen herbeigeführt.

Die Regierungsgeschäfte waren Sache des Weisenrats. Ihm arbeiteten die Mitarbeiter zu, die vom Rat oder seinen einzelnen Mitgliedern angestellt wurden. Mitarbeiter konnte werden, wer besondere Fähigkeiten aufwies, sei es in Wissenschaften, Menschenführung, den bildenden Künsten, der Kommunikation oder

welchen Bereichen auch immer. In der Regel waren die Mitarbeiter mindestens doppelt so alt wie Mai und Jun. Vor der Regierungszeit des Alten hatten die meisten Mitarbeiter etwa das gleiche Alter wie die Weisen gehabt. Der Alte hatte durchgesetzt, daß auch deutlich jüngere Menschen Mitarbeiter wurden. Ihm ging es weniger um das Lebensalter, als um die Begabung, die allerdings doch mit einer gewissen Reife und Erfahrung gepaart sein sollte. Mai und Jun konnten sich sehr viel darauf einbilden, als ganz junge Erwachsene das Angebot zu bekommen, noch dazu vom obersten Weisen selbst.

Wie nun sollten sie es bewerten? War es ehrlich gemeint, oder war es ein Bestechungsversuch des Alten, der damit — aus welchen Gründen auch immer — die Sache mit Puu erledigen wollte? Aber konnte dieser kleine Junge für ihn denn so wichtig sein?

Nach tagelangem Überdenken der Angelegenheit beschlossen Mai und Jun, das Angebot anzunehmen. Ihre Hoffnung war, in der Nähe der Weisen, der Wissenden, am ehesten etwas über Puus Schicksal in Erfahrung zu bringen.

*

Die neu bezogene Wohnung der beiden im Regierungsviertel enthielt neben komfortablen Wohnräumen ein Atelier, ein Musikzimmer, einen Arbeitsraum und ein Entsagungszimmer.

Dank der Hilfe ihres Vertrauten im Dom konnten sie eine Botin in ihre Heimatstadt senden, die Puus Eltern unterrichten sollte, daß der Junge vorerst außer Gefahr sei. Sobald es weitere Erkenntnisse über ihn gäbe, würden sie benachrichtigt werden. Einen offiziellen Regierungsboten hingegen sandten sie zu ihren eigenen Eltern, um ihnen die Sorge um sie zu nehmen.

Obwohl sie zeitlich jetzt nicht mehr so sehr unter Druck standen, vergingen ihnen die Tage bis zur Leistung des Treue- und Verschwiegenheitsschwurs viel zu langsam. Das Regierungsviertel

selbst hatten sie sich bald angeschaut, zumal sie die eigentlichen Regierungsgebäude noch nicht betreten durften. Diese gruppierten sich in einem weiten Kreis um die runde Halle der Weisen, deren Mauern aus reinem, jedoch undurchsichtigen Licht zu bestehen schienen. In den äußeren Bezirken des Regierungsviertels lagen die Wohngebäude der Weisen, Mitarbeiter und obersten Beamten, großzügig von Gartenanlagen umgeben.

Endlich kam der Tag, an dem sie den Schwur leisten und mit ihren Aufgaben vertraut gemacht werden sollten. Einer der Regierungsboten führte sie, nachdem sie, gemeinsam mit einem anderen, älteren Paar, in einer feierlichen Zeremonie vereidigt und jedem einzelnen Weisen vorgestellt worden waren, zu den verschiedenen Regierungseinrichtungen, beschrieb ihnen diverse hier einzuhaltende Regeln — die sie sich, und dies sei ihre erste Pflicht, aus dem Mitarbeiter-Handbuch zu verinnerlichen hätten — und brachte sie schließlich zu der unterirdischen Bibliothek, die geradezu gigantische Ausmaße aufwies.

Hier, in dieser vielstöckigen Anlage, deren einzelne Säle ein mystisch anmutendes Licht erleuchtete, eher ein Glimmen als ein Strahlen, und seltsamerweise doch hell genug zum Lesen, hier also lagerte der Wissensschatz der Menschheit, sämtlicher Zeitalter, die überhaupt jemals schriftliche Zeugnisse ihrer Lebensweise hinterlassen hatten. Dieser ungeheuer große Wissensfundus war es, auf dem die Weisen vormals das Immerwährende Reich gegründet hatten.

Mai und Jun schritten gemeinsam mit dem Boten durch einen Teil der Anlage, sprachlos über den unfaßbaren geistigen Reichtum. Vermutlich hätten sie fast einen ganzen Tag benötigt, um durch alle Stockwerke und Ebenen, durch alle Gänge, Abteilungen, Säle, Galerien und Studierzimmer zu wandern. Aus den Büchern und Heften, Tafeln und Stelen, Rollen und Datenträgern hatten die Altvorderen also das Wesentliche extrahiert, alles Unbedeutende ausgespart, das Substrat in einer gewaltigen Leistung

sortiert und zu dem immer noch gültigen, nur inzwischen ein wenig fortentwickelten Lehrsystem für die jetzige Menschheit zusammengestellt.

Die Menschheit, das war die Bevölkerung des Reichs, denn außerhalb dessen Grenzen lebten keine Menschen, bis auf wenige Sektierer, die in die unfruchtbare Einöde geflüchtet waren, in der sonst niemand, der Wert auf ein glückliches Leben legte, wohnen wollte.

Der Regierungsbote erklärte ihnen, für die Bibliothek gäbe es unterschiedliche Zugangsberechtigungen. Die obersten Beamten dürften nur die äußeren Bezirke betreten, den Ratsmitarbeitern stehe ein weiterer Bereich offen, die Weisen hätten Zugang zu dem größten Teil des Wissens, und zugelassen zu dem am tiefsten gelegenen Saal seien nur der Große Vorsitzende sowie diejenigen, die in seinem Auftrag kämen.

Nochmals wies der Bote sie darauf hin, daß — entsprechend ihrem Schwur — über alles, was sie in der Bibliothek erführen, strengste Verschwiegenheit bewahrt werden müsse. Es soll gelegentlich der Fall vorgekommen sein, daß ein Mitarbeiter in die Zone jenseits der Reichsgrenze verbannt wurde, weil er den Mund nicht halten konnte, bemerkte der Bote süffisant zum Abschluß des Rundgangs.

*

Schon zum zweiten Mal war es Vollmond, seit man sie als persönliche Mitarbeiter des Alten angestellt hatte. Sie schrieben fleißig ihre Ideen und Gedanken nieder, Vorschläge für das Erziehungswesen und für die Formelkunde, und erhielten vom Alten manches Lob. Doch was Puu betraf, waren sie keinen Schritt vorwärts gekommen. Oft hielten sie sich in der Bibliothek auf, in der Hoffnung, auf diese Weise mögliche Hinweise darauf zu finden, wohin Menschen gebracht wurden, die man „höheren

Aufgaben“ zuführte. Aber in den Bereichen, die ihnen zugänglich waren, stießen sie entweder auf die Werke der Schriftsteller und Dichter des Immerwährenden Reichs, oder auf Sachbücher vergangener Zeiten und Kulturen, wobei sich neben den Originalen selbstverständlich auch die Übersetzungen in ihre eigene Sprache befanden. Außerdem fielen ihnen einige wenige belletristische Schriften früherer Zeitalter in die Hände, die ihnen jedoch eher belanglos erschienen.

Eines Tages durften sie für eine besondere Recherche zum Thema Erziehung auch die Abteilung aufsuchen, die normalerweise ausschließlich den Weisen vorbehalten war. Der Alte hatte sie darauf hingewiesen, sie sollten ihre Aufgabe dort kurzfristig erledigen, im übrigen habe sie dort nichts zu interessieren. Mai spürte, daß der Alte sie diesmal in keiner Weise an seine Gefühle und Gedanken heranließ, und war sich nicht im klaren darüber, ob sein warnender Hinweis vielleicht eher das Gegenteil bewirken sollte. Ganz allmählich gewann sie den Eindruck, daß der Alte möglicherweise ein Spiel mit ihnen trieb, das sie nicht im geringsten durchschauten.

Es kam, wie es kommen mußte: Während Jun in der Bibliothek seiner Aufgabe nachging, schaute Mai sich neugierig um. Die hier archivierte Literatur erwies sich um ein Vielfaches mitreißender, als die nüchternen Werke, die ihnen bisher zugänglich gewesen waren.

Mai griff willkürlich nach einem Gedichtband (oder vielmehr nach der Übersetzung) und schlug ihn in der Mitte auf. Das dort abgedruckte Gedicht pries leidenschaftlich die Hingabe eines Jünglings an seine geliebte Freundin. Von Feuer war da die Rede, von innerem Verbrennen, von Leben und Nicht-mehr-leben-Wollen. Mai war irritiert, denn sie kannte zwar die Vokabeln, doch in ganz anderen, den Alltag betreffenden Zusammenhängen. Feuer war, wenn Holz brannte. Was aber hatte Liebe damit zu tun? Oder wie konnte in einem selbst ein Brand auflodern? Wie war

es möglich, daß ein Mensch nicht mehr leben wollte? Mai begann zu ahnen, was der Dichter damit sagen wollte, auch wenn es ihrem Lebensgefühl widersprach.

Sie nahm ein anderes Buch und schlug es auf. Dort las sie etwas von der Sehnsucht des Menschen. Der Autor sprach immer wieder von Geist, von Seele, von Ewigkeit.

Mai konnte das nicht begreifen. Die dichterische Wiedergabe heftiger Gefühlsregungen, ja solche Gefühle selbst waren ihr weitgehend fremd. Gut, es gab die Trauerausbrüche auf Bestattungsfeiern, doch dabei handelte es sich um eine seltene Ausnahme, die zudem auf eine baldige Wiederherstellung der regulären Gemütsruhe ausgerichtet war, wie dies ja auch die Befolgung der übrigen Trauerregeln bezweckte. Was sollte also diese bewußte Beunruhigung und Aufwühlung des Gefühlslebens? Und was bedeutete das: Verlangen nach Ewigkeit? Das überstieg doch jede Vernunft.

Mai ging weiter und gelangte in die historische Abteilung. Dort stieß sie auf eine vergleichende Kulturgeschichte eines längst ausgestorbenen Volks. Sie las nur wenige Seiten, doch wurde ihr fast schwindelig dabei. Es war unfaßbar: Jede der dort genannten Personen schien eine eigene Weltanschauung und Weltdeutung zu haben. Manche Gedanken wirkten überzeugend, andere eher skurril. Doch jeder bot etwas unverwechselbar Eigenes. Und nicht nur das: Jede Zeit unterschied sich von allen anderen, kein Jahrzehnt glich in seinen Lebensäußerungen den vorhergegangenen.

Mai schlug das Ende der Kulturgeschichte auf und las die letzten Seiten. Ihr drängte sich der Eindruck auf, es handele sich um eine leidenschaftliche Auseinandersetzung des Autors mit den Geistesströmungen seiner Zeit. Dabei baute er seine Argumentation auf einem gewaltigen Wissensfundament auf, auf zahlreichen geschichtlichen und kulturellen Tatsachen, die er miteinander verglich und gegeneinander abwog. Und das Erstaunliche:

All diese Tatsachen waren Mai nicht im Geringsten bekannt, sie hatte niemals davon gehört, und in der gesamten Fachliteratur des Immerwährenden Reichs wurden sie, soviel sie wußte, überhaupt nicht erwähnt.

*

„Warum? Warum nur haben die Weisen es nicht weitergegeben?“

Jun war über Mais Entdeckungen ebenso aufgewühlt wie sie selbst. Sie hatten sich zum Schlafen niedergelegt, aber sie konnten kein Auge schließen.

Den ganzen Abend hatten sie schon darüber gesprochen. Sicher schien ihnen nur, daß die ersten Weisen der Überzeugung gewesen sein mußten, es diene nicht dem Wohl des Volks, wenn es all dies erfahren würde, was sie aus den alten Dokumenten selbst wußten. Aber weswegen? War das Volk nicht reif genug für dieses Wissen? Konnte es dadurch auf falsche Gedanken kommen? Würde das Ziel der Erziehung, nämlich alle Menschen glücklich zu machen, gefährdet werden? Könnten einige der Formeln und Regeln in Frage gestellt werden?

Je mehr sie darüber nachdachten, um so brisanter schien ihnen ihre Entdeckung zu sein. Dieser Zivilisation, über die Mai gelesen hatte, war wohl eine ungewöhnliche intellektuelle Freizügigkeit eigen, ja sie schien geradezu die Regellosigkeit hoch geschätzt zu haben. Ungeregeltes, nicht durch Formeln bestimmtes Denken, das konnte den Menschen doch nicht gut tun. Oder vielleicht doch? Jun mußte an Puu denken. Er hatte auch etwas von Regellosigkeit an sich, von … Eigenwilligkeit.

Mai sprach zu Jun über einen anderen Gedanken, der ihr soeben gekommen war und ihr geradezu ketzerisch erschien: Sollte etwa ohne das Wissen um grundlegende Tatsachen kein klares, kein vollständiges, kein richtiges Denken möglich sein? Fehlt das Wissen — Jun gebrauchte sogar die Worte: „Wird es vorenthalten“ —

könnte das vielleicht Hilflosigkeit, ja sogar Ausgeliefertsein an denjenigen, der weiß, der das Wissen hat und hütet, zur Folge haben?

Jun überkam fast Verzweiflung. „Aber das alles ist doch zu unserem Besten geschehen!“ rief er aus. Er wollte es so glauben. Aber er konnte es nicht mehr, und das machte ihn unsicher, erschütterte ihn in seiner bisherigen Überzeugung.

*

Über den möglichen Aufenthaltsort Puus hatten sie auch diesmal nichts in der Bibliothek gefunden. Eine Abteilung, die sich eingehender mit Geschichte und Organisation ihres Weltstaats befaßte, gab es anscheinend in den ihnen bisher zugänglichen Bezirken nicht. Es war ihnen zwar nicht gelungen, sämtliche Säle aufzusuchen, aber auch die Kataloge und Karteien, die alle vorhandenen Sachgebiete auflisteten, sparten diesen für sie so wichtigen Bereich aus. Vermutlich kämen sie, wenn überhaupt, nur in der tiefsten Ebene, zu der ausschließlich der Alte Zugang hatte, weiter. Doch große Hoffnungen, jemals dorthin zu gelangen, machten sie sich nicht.

Ernüchtert, enttäuscht, hilflos, wußten sie nicht mehr, was sie jetzt noch für Puu unternehmen konnten.

Da kam ihnen der Zufall zu Hilfe. Eines Tages lud der Alte sie zu einer kleinen privaten Feier ein. Die Gäste trafen sich in einem Lokal innerhalb des Regierungsviertels, das bewußt auf die üblichen Lichtspielereien verzichtete. An den Wänden war der gemütliche Raum mit altmodischen Teppichen behangen, auf den Tischen standen Öllampen, von der Decke hingen Kupfergefäße. Was genau der Grund der Feier war, gab der Gastgeber nicht bekannt — vermutlich ein persönlicher, auf jeden Fall nichts Offizielles. Wie erwünscht, erschienen alle Teilnehmer in Halbkleidung, die nur die Arme, die Schultern und den halben Rücken bedeckte.

Die Frau des Alten, eine überaus liebenswürdige Dame, der Mai und Jun bisher immer nur kurz begegnet waren, ließ es sich nicht nehmen, den Gästen persönlich den Wein einzuschenken. Außer ihnen waren noch zwei Weise sowie eine Mitarbeiterin des Rats geladen. Zu allen schien der Alte freundschaftliche Beziehungen zu hegen, so daß Mai und Jun stolz darauf sein konnten, mit zu den Gästen zu gehören.

Die Speisen, die unvergleichlich köstlich schmeckten, hatten die Form alter Tempel. Und der Wein — ein Getränk, das nur zu festlichen Anlässen genossen wurde — trank sich wie leichter Fruchtsaft. Im Laufe des Abends stieg die Stimmung der Gäste merklich. Der Alte und seine Frau blieben nicht allzu lange, sie waren nicht mehr die Jüngsten, baten aber die anderen, weiter zu feiern. Auch die beiden Weisen verabschiedeten sich bald darauf. Mai und Jun wollten ebenfalls gehen, doch die andere Mitarbeiterin bat sie, noch ein Weilchen zu bleiben.

Sie hatte dem Wein gut zugesprochen und redete gern und viel, vor allem über ihren Tätigkeitsbereich, das Bauwesen. Gerade wollte Jun scherzhaft anmerken, er habe zuerst gedacht, sie sei in der Kommunikation oder Menschenführung tätig — wobei er sich sicher war, sie hätte diese Anspielung gar nicht verstanden, denn verletzen mochte er sie keineswegs — da kam ihre Rede auf ein neu zu errichtendes Umerziehungsheim. Sofort horchte Jun auf und warf Mai einen Blick zu.

„Ja, das neue Heim …“, sagte Mai harmlos zu der Mitarbeiterin. „Ist es denn tatsächlich so, daß die alten schon überfüllt sind?“ Es klang eher wie eine Höflichkeitsfrage in einer Partyplauderei.

Arglos verweilte die Mitarbeiterin bei dem Thema. Sie redete in einem fort, und nur gelegentlich mußte Mai das Gespräch durch Fragen in die gewünschte Richtung lenken. Jede Müdigkeit des Paars war wie weggeblasen. Als sie alles Wichtige erfahren hatten, brachte Mai die Rede auf einen anderen Baugegenstand, sie hörten sich noch eine Weile die Auslassungen der

Mitarbeiterin an, die aber allmählich in ein Lallen übergingen, begleiteten sie hilfsbereit zu ihrer Wohnung und traten dann selbst den Heimweg an.

Es gab also mehrere Umerziehungsheime im Reich. Hierhin wurden Kinder, manchmal auch Erwachsene, gebracht, die nicht genügend angepaßt lebten — und sich dadurch zu einer möglichen Bedrohung für die Zukunft des Reichs entwickeln konnten. Manch einer kam nach einigen Jahren wieder heraus — was mit ihm dann geschah, hatten sie nicht erfahren. Andere wiederum blieben längere Zeit dort und wurden schließlich in besonderen Heimen für ältere Unangepaßte untergebracht.

Alle diese Heime lagen versteckt im Grüngürtel, der sich unmittelbar um die Stadt herum zog. Von der Mitarbeiterin, die sich daran am nächsten Morgen wohl nicht mehr erinnern würde, hatten sie sogar den Standort der Heime erfahren können.

Mai und Jun beschlossen, Puu, der sich vermutlich in einem solchen Heim befand, zu befreien. Dafür mußten sie sich einen Plan zurechtlegen, einen gut durchdachten Plan. Die Befreiung selbst dürfte gar nicht so sehr das große Problem sein. Wahrscheinlich wurden die Heime von außen, wenn überhaupt, nur geringfügig bewacht, denn weder war ihre Lage noch ihre Existenz überhaupt allgemein bekannt. Aber wenn sie Puu befreit hätten, was dann? Sie konnten ihn doch nicht einfach zu seinen Eltern bringen. Dort würde man ihn zuerst suchen. Und ihn irgendwo verstecken, vielleicht ein Leben lang? Nein, das kam überhaupt nicht in Betracht. Was also tun?

Nach langem Überlegen beschlossen sie, sich mit ihrem Problem an Gran zu wenden. Er war ein erfahrener Mann, vielleicht wüßte er eine Lösung. Ihn hatten sie seit ihrem Aufenthalt in Magna mehrfach besucht, natürlich unter Einhaltung aller nur möglichen Vorsichtsmaßnahmen, und er hatte ihnen, auf ihren Wunsch hin, einiges über die Verfolgten erzählt. Jetzt hatten sie ihn schon etliche Tage nicht gesehen.

In der kommenden Nacht schlichen sie sich wieder zu der Pyramide und zu Grans versteckter Wohnung. Als sie das Klopfzeichen gaben, tat sich nichts. Sie klopften erneut. Entmutigt wollten sie gerade wieder gehen, als sie eine Stimme hörten, die leise ein „Tretet ein" sagte. Sofort erkannten sie, es war nicht Grans Stimme. Sie wußten nicht, sollten sie fliehen, oder sollten sie es wagen.

Nach einem Moment der Unentschlossenheit traten sie ein. Sie befanden sich wieder in der Wohnung, und ihnen gegenüber stand … der neue Verwalter aus dem Dom. Sie atmeten auf, waren aber gleichzeitig irritiert, Gran nicht zu sehen.

„Was ist mit ihm?" fragte Jun den schmächtigen Mann.

Ohne ein Wort zu sagen, führte er sie in ein Nebenzimmer. Dort lag Gran zugedeckt auf einer Liege, die Augen geschlossen, auf der Stirn Schweiß. An seinem Lager stand ein junges Paar, etwa so alt wie sie selbst, und grüßte sie schweigend mit einem Kreuzzeichen, das sie zögernd erwiderten.

Gran ging es offensichtlich schlecht. Er schlug die Augen auf und beantwortete ihre unausgesprochene Frage mit schwacher Stimme: „Ich liege im Sterben, meine lieben Freunde. Und mein kleiner Wunsch geht in Erfüllung. Denn ich hatte gehofft, Euch noch einmal zu sehen." Er versuchte, sie zu berühren, aber er war zu schwach, sein Arm fiel wieder zurück auf die Decke.

Sie fühlten sich hilflos. Beide hatten noch nie das Sterben eines Menschen erlebt.

„Können wir etwas tun?" fragte Mai.

„Ihr habt schon so viel getan. Und ich bin sicher, Ihr werdet noch mehr Gutes tun."

Er mußte ausruhen, das Reden fiel ihm schwer. Nach einer Weile öffnete er wieder die Augen. „Ihr seid doch nicht zum Plaudern hergekommen. Sprecht."

Zaghaft trugen sie Gran ihr Anliegen vor.

Er dachte nicht lange darüber nach. „Redet mit dem Alten." Sie wollten einwenden, das sei zwecklos. Mit dem Kopf machte

er eine abwehrende Bewegung. „Redet mit ihm. Und nehmt den Jungen dazu mit."

Wieder schloß er die Augen und sammelte Kraft.

Nach einer Weile deutete er auf das fremde Paar. „Sie bringen gute Nachrichten", sagte er mühsam. „Die Zahl der Unseren steigt wieder."

„In den Randgebieten sind im letzten Jahr mehrere Untergrund-Gemeinden entstanden", erläuterte leise die junge Frau. „Auch in den Städten schließen sich uns immer mehr an. Vor allem Jüngere."

Als es dämmerte, bat Gran sie zu gehen, damit sie nicht entdeckt würden. Der Abschied fiel ihnen schwer. So fremd sie ihnen waren, strahlten diese Menschen etwas aus, eine besondere Wärme und Herzlichkeit, die sie irgendwie anzog. Sie beugten sich zu Gran.

„Seid nicht traurig, Kinder", sagte er fast zärtlich. „Ich hoffe, wir sehen uns irgendwann wieder — in der anderen Welt."

Als Mai und Jun den Ort verließen, hatten sie Tränen in den Augen.

*

Es war ein kleiner, nur mit einer Liege ausgestatteter Raum mit grauen, kahlen Wänden, in dem Puu untergebracht war. Als sie das Zimmer und ihn selbst das erste Mal sahen, erschraken sie. Er ging langsam auf und ab und schien dabei einem imaginären Gefährten etwas nachzusprechen. Fast hätten sie ihn nicht erkannt, er hatte stark zugenommen.

„Ja, ja, einfügen in die Gemeinschaft. Einfügen in die Gemeinschaft", murmelte er vor sich hin. Mai und Jun nahm er gar nicht zur Kenntnis. Seine mechanischen Bewegungen, sein starres Gesicht, alles deutete darauf hin, daß er unter Drogen stand.

Als Mai ihn an der Schulter berührte, zuckte er zusammen, blieb stehen und hörte auf zu reden. Seine Augen schauten leer geradeaus. Jun zögerte nicht lange, nahm ihn auf den Arm und

trug ihn aus dem Raum heraus. Sie liefen durch den langen Gang und stiegen eine Treppe hinauf. Endlich, nachdem sie den Platz vor dem Gebäude überquert und die Mauer überwunden hatten, erreichten sie den sie verbergenden Wald und durften aufatmen. Noch eine gute Strecke gingen sie zwischen Büschen und Bäumen hindurch, ehe sie sich eine Pause gönnten. Jun atmete schwer, denn Puu so weit zu tragen war anstrengend gewesen.

Zärtlich strich Mai dem Kleinen über die Haare. Er sah sie ängstlich an — anscheinend war er verwirrt über das, was mit ihm geschah. Ganz allmählich schien er seine Befreier wiederzuerkennen. Dann wurde er müde und schlief ein.

Es war Mai und Jun nicht besonders schwer gefallen, das richtige Heim ausfindig zu machen. Seit Tagen hatten sie sich nachmittags vorsichtig den in Frage kommenden Kinderheimen genähert und sie beobachtet. Da in ihnen die Kinder nach unterschiedlichen Altersstufen untergebracht waren — täglich wurden sie Zeugen der Einlieferung weiterer Unangepaßter —, wußten sie bald, in welchem Heim Puu, falls er überhaupt in einer dieser Einrichtungen war, sich befinden mußte. Sie fanden rasch heraus, daß die Wärter sich am späten Nachmittag immer in ein nahegelegenes Verwaltungsgebäude zurückzogen. Dabei machten diese sich nicht einmal die Mühe, die Außentür des Unterbringungstraktes abzuschließen. Offenbar waren sie der Meinung, hierher käme ohnehin niemals ein Unbefugter, und die Kinder waren vermutlich in den Innenräumen eingesperrt.

Und heute wagten Mai und Jun es, während der Abwesenheit der Wärter in das Heim einzudringen. Die einzelnen Zellen waren durch ein Guckloch einzusehen, und die Türen ließen sich von außen glücklicherweise leicht öffnen, da sie lediglich mit Riegeln gesichert waren.

An diesem Abend noch wollten sie Magna erreichen. Jun nahm Puu auf und trug ihn wieder ein Stück weit. Verständlicherweise mußten sie zwischendurch immer wieder rasten. Als sie beim

Stadttor ankamen, dunkelte es schon. Der Torwächter schien sich nichts dabei zu denken, daß sie ein schlafendes Kind trugen. Da er sie anhand ihres Halsschmucks als Mitarbeiter des Rats erkannte, wäre es ihm sicher auch nicht eingefallen, ihnen Fragen zu stellen.

In ihrer Wohnung angelangt, legten sie Puu erst einmal weich auf das Schlaflager. Bis tief in die Nacht sprachen Mai und Jun miteinander. Sie konnten es nicht fassen, Puu endlich wieder bei sich zu haben. Doch lastete die Sorge schwer auf ihnen, wie es weitergehen würde.

Am frühen Morgen wachte Puu auf. Mai wurde sofort wach und weckte Jun. Der Junge schaute Mai in die Augen und fragte zögerlich: „Darf ich jetzt bei Euch bleiben? Und werde ich Mama und Papa wiedersehen? Oder muß ich zurück zu den Bösen?“ An seiner Stimme und seiner Mimik erkannten sie, daß die Wirkung der Drogen nachgelassen hatte.

Mai nahm ihn in die Arme. „Du mußt nie wieder dorthin. Dafür werden wir sorgen.“

Sofort schlief Puu wieder ein. Auch Mai und Jun legten sich noch einmal hin.

Die Sonne schien schon ins Zimmer, als Puu, der zwischen ihnen lag, sie wachrüttelte. „Ich hab’ Durst“, sagte er zu Mai. „Wo hast du den Fruchtsaft, in der rechten oder in der linken Brust?“ Obwohl sein Gesicht aufgequollen war, ließen seine Augen doch den alten Schelm durchblitzen.

„Ich glaube, er ist wieder wie früher!“ rief Mai Jun überglücklich zu.

Lange konnten sie nicht warten. Die Entführung Puus würde möglicherweise sehr bald bestimmten Kreisen bekannt werden, sicher auch dem Alten. Dem wollten sie zuvorkommen — vielleicht würde die Überraschung etwas bei ihm bewirken.

Schon an diesem Vormittag suchten sie ihn in seinem Haus auf — und konfrontierten ihn mit Puu. Er blickte sie ernst und traurig an. Ihr Bericht über den Zustand der Kinder und die

Situation in den Heimen ließ ihn, das fühlten Mai und Jun, nicht unberührt, und auch der Anblick Puus schien ihn — zumindest ein wenig — zu bewegen.

Er atmete tief ein. „Und das so wenige Tage vor der Abstimmung …“ murmelte er vor sich hin.

Mai und Jun wußten nicht, worum es sich dabei handelte, konnten sich aber unschwer ausmalen, daß es um eine wichtige politische Entscheidung, vielleicht auch um seine Stellung als Vorsitzenden, ging.

In diesem Augenblick trat die Frau des Alten ins Zimmer. Sie schien die Situation sofort zu überblicken. Vermutlich kannte sie von ihrem Mann Puus Geschichte. Der Junge fand sie anscheinend sympathisch, jedenfalls lächelte er ihr zu.

„Das Kind muß sofort baden, und dann anständig verarztet werden“, entschied sie resolut, und ihr Mann, der Alte, nickte, anscheinend resigniert. „Und dann bleibt er erst einmal bei uns. Nur hier ist er sicher.“ Als sie sah, daß Puu erschrocken zu Mai schaute, ergänzte die Dame, zu ihrem Mann gewandt: „Deine Mitarbeiter bleiben vorläufig auch hier.“

Der Alte versuchte, etwas einzuwenden. Doch sie achtete gar nicht darauf, sondern nahm Puu an der Hand und führte ihn aus dem Zimmer. Mai schloß sich den beiden an. Später erzählte sie Jun, sie habe in dem Moment, als der Alte protestieren wollte, die Andeutung eines Lächelns in seinem Gesicht gesehen.

Die Tage vergingen. Bei Mai und Jun, die provisorisch in seinem Haus ein Zimmer bezogen hatten, ließ sich der Alte kaum blicken und sprach zu ihnen, wenn überhaupt, nicht von Puu. So wußten sie nicht, was jetzt geschehen würde. Puu schlief selbstverständlich mit auf ihrem Lager und klammerte sich dabei am liebsten an Mai. Jeden Morgen weckte er beide schon sehr früh und wollte mit ihnen Tierfamilie spielen. Jun hätte gerne weitergeschlafen, ein wenig nervte es ihn, aber er war froh, daß es dem Jungen von Tag zu Tag besser ging.

Endlich, nach zehn Tagen, erfuhren sie von dem Alten, daß seine Konkurrentin und ihre Freunde die Abstimmung verloren hätten und er hoffe, zumindest für ein halbes Jahr kehre Ruhe in den Rat ein. Doch wie es sich auf Dauer entwickeln solle …

Dann kam er auf Puu zu sprechen. „Ich habe die Sache geregelt. Und hoffentlich auf eine Art und Weise, daß nichts mehr nachfolgt. Ihr könnt Euch jetzt frei mit ihm unter den Leuten zeigen … Ja, und übrigens, meine Frau würde ihn gerne weiterhin sehen. Wenn Ihr also auch zukünftig Eurem Beruf nachgehen wollt, wie ich vermute, könnte sie vormittags, jedenfalls bis zu seiner vollständigen Wiederherstellung, auf den Kleinen aufpassen."

Danach sprach er niemals mehr ein Wort über die „Affäre Puu". Doch Mai und Jun erfuhren von dem Jungen, daß der Alte ihn öfter in sein Arbeitszimmer rufe und Scherze mit ihm treibe.

Sie ließen Puus Eltern wissen, daß sie mit ihm, sobald sie ihn für reisefähig hielten und ihre Angelegenheiten hier erledigt hätten, heimkehren würden.

Doch dann — starb der Alte, ganz plötzlich und unerwartet.

Die Hinterlassenschaft

Das ganze Volk trauerte um den Alten. Im Reich wurde eine mehrtägige Staatstrauer ausgerufen. Das hatte es seit Bestehen des Reichs noch nicht gegeben.

Um ihren rechten Arm trugen alle Trauerschmuck aus verwelkten Blüten.

Die Amtsgeschäfte des Alten wurden provisorisch von einer dreiköpfigen Kommission ausgeübt. Neuwahlen für den Ratsvorsitz wollten die Weisen frühestens in einem Vierteljahr durchführen — aus Respekt vor dem Alten, der eine große Lücke hinterlassen hatte, lautete die offizielle Begründung. Mai und Jun wußten natürlich um die ratsinternen Machtkämpfe.

Einige Tage lang verhielt Puu sich etwas stiller und ernster als sonst.

Am Morgen nach der Bestattungsfeier, als sie frühstücken wollten, fanden Mai und Jun ein kunstvoll verpacktes Geschenk auf dem Tisch, das Puu ihnen hingelegt hatte. Die Frau des Alten hatte es ihm mitgegeben.

Sie öffneten das kleine Päckchen — und entnahmen ihm einen Armreif, schlicht und doch schön. Dazu ein Kärtchen mit der Handschrift des Alten: „Nutzt die Chance." Zuerst wußten sie nicht, was das bedeuten sollte. Jun schaute sich den Armreif genauer an. Auf der Innenseite fand er ganz zart die Worte eingraviert: „Lies und lerne." Gut, eine Formel, die sie allerdings nicht kannten. Vermutlich eine ältere Fassung, die inzwischen verbessert wurde.

Doch dann ging Mai ein Licht auf.

*

Da standen sie nun, im innersten Heiligtum der Bibliothek. Es war ein Leichtes gewesen, hierhin zu gelangen. Sie hatten nur einen Zeitpunkt abwarten müssen, da ganz wenige die Räume nutzten, und kaum hatten sie den Armreif des Alten ins Prüflicht gehalten, als sich auch schon der Zugang zur tiefsten Ebene öffnete und sie schnell hineinschlüpften. Durch einen Schacht schwebten sie nach unten. Ein großer runder Saal tat sich vor ihnen auf, der zur Mitte hin leicht anstieg. In konzentrischen Kreisen umrundeten die Bücherwände einen kleinen achteckigen Tisch. Mai und Jun traten zu ihm hin. Über ihm schwebte eine Kugel, die in regelmäßigen Zeitabständen Wellen langsamen Lichts durch den Saal fluten ließ. Zugleich stiegen — ganz dezent — Lichtschichten vom Boden auf.

Auf dem Tisch lag ein Blatt mit der Handschrift des Alten: „Willkommen in der Halle des Wissens — und des Grauens. Ich hatte gehofft, daß Ihr kommt, und habe — vielleicht habt Ihr es gemerkt — ein wenig nachgeholfen. Jetzt, da ich nicht mehr bin, trete ich noch einmal als Bittsteller an Euch heran. Es ist schlimmer, als Ihr denkt. Ich bitte Euch: Tut alles in Eurer Macht Stehende, um das Reich und die Menschheit zu retten! Vielleicht wird das Wissen, das Ihr hier findet, Euch helfen. Vielleicht auch findet Ihr Verbündete bei den Ausgestoßenen.

Ich selbst kann es nicht, nicht mehr. Das können nur Menschen wie Ihr. Und wie Puu.“

Die beiden schauten sich erschrocken an.

Neben dem Blatt lag ein dünnes Buch. Es trug den Titel: „Die Entstehung des Immerwährenden Reichs“. Ehrfürchtig schlugen sie es auf. Was sie da in Form eines Berichts lasen, kam ihnen unglaublich und unfaßbar vor. Es war, wirklich und wahrhaftig, ein Buch tiefsten Grauens. Als sie es zu Ende gelesen hatten, fielen sie sich in die Arme. Sie zitterten am ganzen Leib. So viel Kälte hatten sie noch niemals empfunden.

*

Der Bericht gab im Wesentlichen die Geschichte ihrer Zivilisation und der ersten Jahre des jetzigen Reichs wieder.

Etwa eintausenddreihundert Jahre vor der Gründung des Immerwährenden Reichs war der größte Teil der Menschheit durch einen gewaltigen Krieg, in dem vor allem chemische Waffen verwandt wurden, vernichtet worden. Nur etwa sechzigtausend Menschen aus unterschiedlichen Völkern überlebten. Der überwiegende Teil der Vegetation war verwüstet. Allerdings waren die Städte, wenn auch größtenteils nicht mehr bewohnbar, stehen geblieben.

Viele der Überlebenden sammelten sich in einem Landstrich, den der Krieg weitgehend verschont hatte, und wurden dort seßhaft. Auf diese Weise entstand das Vorgänger-Reich. Jahrhundertelang lebte die Mehrzahl der Bevölkerung unter einfachen Bedingungen und war vornehmlich landwirtschaftlich ausgerichtet. Das Wissen der alten Kulturen einschließlich der Kenntnisse über Technik und Maschinen wurde in wenigen elitären Anlagen, die der normalen Bevölkerung nicht zugänglich waren, von dem „Orden der Wissenden“ bewahrt.

Die Zahl der Menschen wuchs, und allmählich nahm der Wohlstand zu. Immer besser konnten die Kenntnisse aus den alten Bibliotheken angewandt werden, und schließlich entstand wieder ein hochtechnisierter Staat.

Inzwischen waren in anderen Weltteilen aus den dortigen Kriegsüberlebenden unterschiedliche Völker herangewachsen, die allerdings nicht den gleichen Wohlstand erreichten. Im Laufe der letzten Jahrhunderte schlossen sich immer mehr dieser Völker dem großen Reich an und siedelten dorthin. Zuletzt gab es nur noch wenige Splittergruppen, die außerhalb des Reichs lebten.

Schließlich ging es der gesamten Bevölkerung — vor allem aufgrund der weitentwickelten Technik — so gut, daß Trägheit,

Langeweile und Überdruß um sich griffen. Von dieser Entwicklung ausgenommen waren die Mitglieder des Ordens der Wissenden, die sich schon von jeher einer strengen Zucht unterzogen. Sie stellten auch die meisten Mitglieder der demokratischen Regierung.

Einige jüngere Ordensangehörige, deren Anführer ein charismatischer Mann war, der sich in seinen Jugendjahren härtester Selbstkasteiung unterworfen hatte, konnten schließlich die Mehrheit des Ordens, sowohl Männer wie Frauen, für ihre Idee gewinnen: Das Reich mußte radikal umorganisiert werden, sonst wäre es früher oder später dem Untergang geweiht, sei es durch Bürgerkriege, Verblödung, Bevölkerungsdezimierung oder wodurch auch immer. Dies würde vermutlich das Ende der Menschheit bedeuten.

26 Jahre lang arbeitete eine Ordenskommission — unter strengster Geheimhaltung vor der Bevölkerung — den Plan eines Umbaus des Reichs aus. Dabei setzte sich wieder der charismatische hagere Mann mit seinen Vorstellungen durch. Während dieser Zeit kamen etliche Ordensmitglieder ums Leben, wobei vermutet wurde, es handele sich um interne Machtkämpfe und Säuberungsaktionen. In den letzten Jahren der Vorbereitungszeit waren auch die Behörden, die man um ein Vielfaches aufgestockt hatte, aufgeregt tätig und sammelten eine Fülle von Daten über jeden einzelnen Bürger des Landes.

Schließlich kam der große Tag heran. Unter dem Vorwand, eine Volksbefragung wegen einer Neuorganisation der Regierungsform durchzuführen, mußte sich die gesamte Bevölkerung in der Hauptstadt zusammenfinden. Sobald alle anwesend waren, wurden sie mittels eines speziell entwickelten Hypno-Gases betäubt. Und dann geschah das Grausame: Eine hierfür ausgebildete Einheit ermordete weit über 90 Prozent der Ohnmächtigen. Als Mitwissende wurden die Mörder anschließend vergiftet.

Dieser Massenmord geschah, um alle jene zu töten, die nicht in das neue, Immerwährende Reich gepaßt hätten. In einen

Staat, der nahezu perfekt sein sollte. In dem es keine Menschen mit zu großem Eigenwillen, mit Anlagen zu schweren Krankheiten, mit Neigung zu Aggression oder Trauer oder Desinteresse geben durfte. Die neue Menschheit sollte eine Menschheit der Freude sein, des glücklichen, zufriedenen Lebens, eine Menschheit, deren Lebenssinn in leerer Ästhetik bestünde. Alle würden sie Künstler sein, und die grobe Arbeit würden die rechtzeitig fertiggestellten Verborgenen Maschinen erledigen. Einigen Neigungen, wie der Eitelkeit oder der Besitzgier, die vielleicht nicht vollständig auszurotten wären, könnte man dadurch begegnen, daß es kein Eigentum gäbe — und grundsätzlich keine Kleidung. Die Menschen sollten leben wie im Paradies. Kein Problem für die Maschinen. Und wozu brauchte man Fortbewegungsmittel? Um wieder der Verweichlichung Vorschub zu leisten?

Die Reichsbewohner sollten nicht allzu viele Fragen stellen, bereit sein, alles Notwendige für ein vollkommenes Sozialsystem und zur Befriedigung ihrer künstlerischen Neigung zu erlernen, mehr aber auch nicht. Kenntnisse darüber hinaus waren nicht erforderlich. Mit der richtigen Dosierung wäre es — bei dem derartig ausgewählten Menschenmaterial — ein Leichtes, sie in den richtigen Bahnen zu halten. Man mußte sie eben schon von Kindheit an auf gewisse Regeln trainieren.

Die einzige Regel für den Orden hieß: Konsequenz! Wäre nur alles folgerichtig durchdacht und in die Tat umgesetzt, so müßte es gelingen.

Ironie des Schicksals: Der Mann, auf dessen Ideen das neue Reich beruhte, starb bereits am Tag seiner mörderischen Gründung. Er hatte vergessen, seinen Ausweis bei sich zu führen, und wurde niedergemacht.

Das Hypno-Gas hatte außer der betäubenden noch eine andere Wirkung: Es raubte weitgehend das Gedächtnis. Alle waren hilflos wie Kleinkinder. Doch mittels Halluzinationsdrogen und der Maschinen, die viele Tage lang die Bevölkerung mit Bildern

und Tönen berieselten, wurde schließlich ein Pseudo-Gedächtnis geschaffen. Von da an standen Erzieher aus den Reihen des Ordens bereit, die das Ihre für einen Neuanfang taten.

Aus dem Orden rekrutierte sich auch der erste Rat der Weisen. Für die Zukunft war dieser Rat offen für jedermann, der gewisse Voraussetzungen erfüllte und in ihn berufen wurde.

In den folgenden Jahren stellte sich heraus, daß nicht alles Unreine beseitigt worden war. Einige wenige hatten aus dem Reich fliehen können, lebten jetzt jenseits seiner Grenzen und schlossen sich teilweise den dortigen Splittergruppen an.

Bei einigen Kindern entwickelten sich Eigenschaften, die so nicht geplant waren und daher ausgemerzt werden mußten. In den Anfangsjahren brachte man diese Kinder um. Häufig ließ man sie in abgelegenen Häusern oder in Kellern von Ruinen verhungern und verdursten.

* * *

Ich war schweißgebadet, als ich aufwachte. Sagte ich „aufwachte“? Zumindest schien es mir so, denn mein Kopf hatte auf dem Tisch gelegen. Ich blickte auf: Kerze fast heruntergebrannt, Gläser leer … Da sah ich Tränen über Monis Gesicht laufen. Nein, ich hatte diese Geschichte nicht geträumt! Ich hatte sie gehört, wirklich und wahrhaftig, aus Monis Mund.

Ich stand auf — nicht so ganz sicher auf den Beinen, schien mir — und versuchte, sie zu trösten, indem ich ihre Wange streichelte. Komisch, ich wünschte mir, die Geschichte wäre nicht wahr, wäre nur ein Traum, Einbildung, oder was auch immer.

Moni stand auf, nahm mich bei der Hand und zog mich hinaus aus der „Kunstschmiede“. Seltsam, ich habe es ja sonst nicht mit Ahnungen — aber diesmal war ich mir ganz sicher: Moni war nicht mehr eifersüchtig auf Mai.

II. CHANGING SOCIETY

11. September

Einfach lächerlich, dieser Zeitungsbericht. Eine Großmacht, die einen terroristischen Anschlag gegen ihr eigenes Land unterstützt haben soll. Von Verschwörungs-Theorien habe ich nie viel gehalten. Nichts als bloße Phantastereien. Gut, für einen Autor eine dankbare Materie. Die Leser sind gefesselt, wenn sie „miterleben" dürfen, was sich im Hintergrund abspielt. Wir alle wissen doch, daß das, was man uns als Wirklichkeit verkauft, nicht das „Eigentliche" ist. Wir alle wissen, daß die Entscheidungen in Politik oder Wirtschaft nicht in der Öffentlichkeit, sondern in Hinterzimmern gefällt werden. Und keiner „von denen da oben" verrät uns, was hinter seinen Äußerungen und Handlungen steckt, was er damit bezweckt. Wer sind diejenigen, die wirklich die Fäden in der Hand halten und ziehen? Vielleicht sind die Politiker, die Wirtschaftsbosse, die Medienmacher nur Marionetten? Bestimmen Waffenhändler die Weltpolitik? Oder Sekten? Geheimbünde? Keine Frage, wir alle wüßten es gerne, und deshalb faszinieren uns immer wieder spektakuläre Enthüllungen und Entschleierungen. Auch wenn diese wiederum bestimmte politische Entwicklungen bezwecken. Oder einfach nur dem Lebensunterhalt eines Schriftstellers dienen.

Diesem Genre hatte ich mich bisher nicht gewidmet. In meinen Krimis ging es um „normale" Morde ohne großen politischen, jedenfalls keinen weltpolitischen Hintergrund. Und meine letzte Geschichte, die, zugegeben, aus dem Rahmen fällt, spielt in ferner Zukunft, mit unserem Hier und Heute hat sie wenig zu

tun. Moni, mit der ich seit einem Jahr verheiratet bin, war dabei meine Muse gewesen, sie hat mir die Erzählung gleichsam in die Feder diktiert. Seither habe ich verschiedenes andere angefangen. Ich kann mir Zeit lassen, meine Bücher verkaufen sich besser denn je, und die Zusammenarbeit mit meinem neuen Verlag läßt keine Wünsche offen.

12. September

Moni findet es eigenartig, daß alles so glatt läuft und wir zur Zeit keinerlei Probleme haben. Irgendwann werde uns sicher „die Rechnung präsentiert". Klar, das Leben ist ein ständiges Auf und Ab. Aber deswegen gleich abergläubisch werden?

Mein Verleger lud uns zu einer kleinen Feier ein. 200.000 Mal „Dereinst…" verkauft, in zehn Monaten. Einige wenige Gäste werden dazukommen, „gute Freunde". Na wunderbar, eine hübsche Grippe wäre mir lieber. Ich hasse diese Small-Talk-Abende. Leider fiel mir keine Ausrede ein. Auch Moni war begeistert, sie hatte mich an diesem Wochenende mit einem Ausflug nach München überraschen wollen. Na ja, das andere ist jetzt wichtiger, wir werden es schon überleben.

14. September

Ich wollte es wohl nicht wahrhaben, aber ganz so glücklich geht doch nicht alles von der Hand, wie ich es mir ausgemalt habe. Mit dem Schreiben will es einfach nicht werden. „Schreibblockade" nennt man das wohl. Drei Projekte begonnen, aber je mehr ich darüber nachdenke: Alles kommt mir vor wie Hühnersuppe ohne Salz. Fade und laff. Moni meint, ich solle einfach mal etwas Zeit vergehen lassen und mich dann erneut an die Arbeit

setzen. Vielleicht bin ich gegenwärtig schlichtweg nicht gut dran.

„Können wir Menschen denn sagen, was die Zukunft bringt?“ meinte Dr. Schmitz augenzwinkernd, als mein Verleger mich ihm als Verfasser von „Dereinst…“ vorgestellt hatte. „Ihre Zukunftsvision habe ich mit Bewunderung gelesen. Ich glaube, Sie haben das richtige Gefühl dafür, wie es sich entwickeln könnte. Einfühlung in die Seele der Menschen. Ganz im Gegensatz zu denen, die sich heute als Menschenkenner aufspielen.“

Bei den meisten anderen hätte ich nach diesen Schmeicheleien keinen Wert auf eine Fortsetzung des Gesprächs gelegt. Aber dieser Vorsteher des Finanzamts für Konzernbetriebsprüfung strahlte eine solche Selbstsicherheit aus, die es gar nicht nötig zu haben schien, sich bei anderen beliebt zu machen, daß ich geneigt war, seine Äußerungen als ehrliche Bewunderung aufzufassen.

Während Moni sich mit Frau Schmitz unterhielt, die, wie Moni mir nach der Feier erzählte, außergewöhnlich belesen und vielseitig gebildet war, schlug Dr. Schmitz mir vor, nachdem er uns Whiskey besorgt hatte, einen Blick auf die Terrasse und in den Garten zu werfen. Anscheinend kannte er sich in diesem Hause gut aus.

Draußen in der lauen Luft war es angenehm. Wir setzten uns auf Gartenstühle.

„Nun sagen Sie, Herr von Kamp, wie sind Ihnen diese Ideen gekommen? Entschuldigen Sie, natürlich möchte ich nicht indiskret werden und Ihr Berufsgeheimnis erfahren. Es fasziniert mich einfach, wie Sie in so leicht eingängigen Sätzen gleichsam unsere Zeit kritisieren — denn das ist es doch, nicht wahr?“

Er schaute mir offen in die Augen. Ob dieser Mann mit der großen Statur, den kräftigen Gesichtszügen und der beherrschten Stimme auch jetzt meinte, was er sagte? Ich beschloß, zunächst ausweichend zu antworten.

„Mein Berufsgeheimnis? Ich werde es Ihnen verraten. Mußе. Ob ich es so bezeichnen sollte …? Meine Frau und ich gehen z. B. gerne in die Sauna, dort kommen mir die besten Einfälle."

Einen Augenblick lang meinte ich in seinem Gesicht einen Anflug von Ärger zu erkennen, als habe er mehr von mir erwartet oder fühle sich auf den Arm genommen. Vielleicht täuschte ich mich auch.

Er lächelte mir zu. „Sie können es mir glauben oder auch nicht, diese Paradiesgeschichte habe ich drei Mal gelesen. Nein, lassen Sie mich nicht lügen, es waren sogar vier Mal. Und immer wieder habe ich mich gefragt, wie es sich weiterentwickeln würde. Ob es dabei zu einem Happy End käme. Dieses junge Paar, sympathisch, intelligent, begabt, alles keine Frage … Aber konnten sie es schaffen, eine Reform in die Wege zu leiten? Sie waren doch mehr oder minder auf sich allein gestellt. Ihnen fehlte der Rückhalt in — nennen wir es mal — einer gesellschaftlichen Schicht, die sie auf ihre Seite hätten ziehen können. Sie waren zu sehr Einzelgänger. Seien wir doch einmal ehrlich: Nur eine Elite kann es schaffen, die Welt zu verändern."

Mir fiel auf, daß er die letzte Äußerung mit einer gewissen Leidenschaft vorbrachte.

Ich antwortete nicht, sah ihn anscheinend etwas ratlos an. Die Welt verändern. Ein anmaßender Wunsch.

Dr. Schmitz griff das Thema von einer anderen Seite wieder auf. „Entschuldigen Sie", sagte er verbindlich, „wenn ich ein wenig hartnäckig erscheine, aber ich bin mir — fast — sicher, Sie wollten mit Ihrem Werk etwas … bewirken, etwas in Bewegung setzen. Sagen Sie mir, bitte, falls ich es falsch sehe. Ich bin nun einmal kein Schriftsteller, kenne nicht die Beweggründe eines Autors."

Diese Frage konnte ich kurz beantworten: „Ich schreibe, weil ich mich innerlich dazu gedrängt fühle, aber nicht um einer ‚Wirkung' willen."

Dr. Schmitz schien auf meine Worte gar nicht zu achten. Mit seinem Glas deutete er auf den abnehmenden Mond, der nur noch als schmale Sichel am Himmel leuchtete. „Unser Staat wird untergehen, wenn die Verhältnisse sich nicht ändern — radikal ändern. Und nicht nur unser Staat, sondern ganz Europa, früher oder später — und damit unsere ganze Kultur. Ich möchte jetzt gar nicht auf die Dritte Welt oder auf den Islam eingehen, sondern nur ein kleines Beispiel bringen, aus einem Bereich, in dem ich mich von Berufs wegen auskenne: Wir vernachlässigen unsere Beamten. Ja, Sie haben richtig gehört, wir verlangen unseren Staatsdienern, die an der Basis arbeiten, alle möglichen Sonderopfer ab, machen sie zu Prügelknaben der Nation, demotivieren sie — und richten damit unser Land zugrunde, denn die öffentlichen Aufgaben werden nicht mehr richtig erfüllt. Und wer ist schuld daran? Unsere Politiker, die kein Format und kein Rückgrat mehr haben, die nur noch Entscheidungen für heute treffen, die nicht über eine Legislaturperiode hinaussehen? Oder die Medien, die nahezu ausschließlich an tagesaktuellen Berichten interessiert sind? Die Bürger, die Wähler, die nur daran denken, ob ihre Geldbörse heute gefüllt ist? — Fast könnte man meinen“, seufzte er, „es gäbe keine großen Menschen mehr. Persönlichkeiten mit Profil — Sie verstehen mich?“

Ich staunte nicht schlecht, daß er als Vorgesetzter einer staatlichen Einrichtung sich derartig äußerte.

„Oder ein anderer Bereich. Darf ich Ihnen eine persönliche Frage stellen? … Haben Sie Kinder?“

Ich schüttelte den Kopf. „Leider nein …“

„Verzeihen Sie, ich war zu vertraulich. Bitte reden Sie nicht weiter. Ich sehe, Sie lieben Kinder. Meine Frau und ich sind mit fünfen gesegnet. Ja, wir konnten es uns leisten, in meiner beruflichen Position — aber wäre ich nur ein einfacher Angestellter, würden mich alle schief ansehen. Asozial, Sie kennen das. Wir

sind ein kinderfeindliches Land, und ähnlich ist es in den meisten Staaten der sogenannten Ersten Welt. Haben Sie sich näher mit der Zahl der Abtreibungen befaßt? Vermutlich schon. Düsseldorf hat 571.000 Einwohner. So viele werden, nach seriösen Hochrechnungen, innerhalb von zwei Jahren im Mutterleib getötet — alleine in Deutschland. Jedes dritte bis vierte Kind darf nicht das Licht der Welt erblicken."

Ich erschrak. Daß es so dramatisch aussah, war mir nicht bewußt gewesen.

Dr. Schmitz schaute mich erstaunt an. „Sie selbst haben in Ihrem Roman dieses Thema angeschnitten. Stichwort: Selbstmord später Kulturen."

Wie sollte ich ihm verständlich machen, daß ich tatsächlich nur niedergeschrieben hatte, was Moni mir berichtet hatte? Es war kein Roman, keine Fiktion, ich hatte mir den Inhalt nicht ausgedacht, mich — ehrlich gesagt — auch nicht näher damit auseinandergesetzt, inwieweit dieser Bericht möglicherweise in Einzelheiten Parallelen zu unserer Gegenwart aufwies. Für dieses Manko schämte ich mich — und schwieg.

„Man sollte meinen", fuhr Dr. Schmitz fort, „es gäbe so etwas wie eine weltumspannende Organisation, die alles daran setzt, die Menschheit zur Selbstzerstörung zu verführen. Sehen Sie, die Methoden sind überall ähnlich: Vorspiegelung falscher Tatsachen — Statistiken sind da sehr beliebt — und Veränderung der Sprache. Statt Abtreibung sagt man einfach ‚reproduktive Gesundheit', und ganz allmählich ändert sich auch das Bewußtsein. Wer will schließlich nicht die Gesundheit fördern? Und welcher vernünftige und aufgeklärte Mensch wollte sich gegen die ‚Befreiung der Frauen' in der Dritten Welt sperren — und sei es die Befreiung vom Kindergebären, was zunächst nicht ausgesprochen wird, aber letztlich damit gemeint ist? Ein interessantes Thema für Sie als Mann des Wortes, nicht wahr?"

Ich nickte.

Dr. Schmitz stand auf. „Schöner Abend. Ein paar Schritte durch den Garten?“

Ich erhob mich gleichfalls.

Nach wenigen Metern — wir befanden uns zwischen alten Bäumen — blieb er stehen, neigte sich zu mir herüber und flüsterte mir ins Ohr: „Vermutlich wissen Sie nicht, daß Sie nachrichtendienstlich beobachtet werden?“

„Sie scherzen“, entfuhr es mir.

„Keineswegs. Sehen Sie, ein Freund von Frank“ (er meinte meinen Verleger) „und von mir arbeitet zufällig beim Bundesamt für Verfassungsschutz, und er hat uns — streng vertraulich, versteht sich — diese Information zukommen lassen. Hintergrund ist wohl, daß er Frank nicht mit hineinziehen wollte. Besser er hätte geschwiegen, denn vermutlich hat er genau das Gegenteil bewirkt …“

Dr. Schmitz schien nachzudenken.

„Und weshalb verraten Sie mir das?“ fragte ich aufgeregt und mißtrauisch.

„Weil ich ein Bewunderer Ihrer Werke und Ihrer Person bin.“

„Was soll das ganze überhaupt? Warum Geheimdienst?“

„Was weiß ich?“ meinte er achselzuckend. „Vielleicht sieht man in Ihrem Roman ‚Dereinst …‘ staatsfeindliche Tendenzen. Oder vermutet mehr hinter der Erzählung. Politische Hintergründe, nicht ausgesprochene Kenntnisse über Terroristen … Keine Ahnung.“

Nein, nein, und nochmals nein! Das konnte doch nicht wahr sein. Ich schrieb Krimis und auch schon mal Agententhriller, aber selbst in so eine Geschichte verwickelt zu sein … Ich als der harmloseste Mensch, den ich persönlich kenne.

„Nochmals, warum erzählen Sie mir das? Welches Ziel verfolgen Sie damit?“ Meine Stimme klang laut, vermutlich auch grob.

Dr. Schmitz ließ sich nicht aus der Fassung bringen. „Mein lieber Herr von Kamp“, sagte er langsam, „könnte es vielleicht

sein, daß ich Ihnen helfen möchte?“ Na ja, ein wenig beleidigt wirkte er schon.

„Das ganze ist so unwahrscheinlich, so widersinnig, so abwegig, so … Ich kann es gar nicht in Worte fassen.“ Vergeblich versuchte ich, gelassener zu werden, und sah ihm — wir waren unter einer Laterne angekommen — forschend in die Augen. Nichts verriet mir, daß er sich etwa über mich lustig machte. „Vielleicht sind Sie, Herr Dr. Schmitz, Opfer eines Scherzes oder einer Intrige geworden, und nun …“

„Bitte, hören Sie mir zu“, bemühte er sich, mich zu beruhigen. „Sicher läßt sich alles aufklären. Zufällig treffe ich morgen nach Dienst meinen Freund vom Verfassungsschutz — ich nenne ihn hier einfach mal Oliver —, aber nicht nur ihn alleine, sondern auch einige andere Freunde. Einflußreiche Freunde. Entscheidungsträger, Sie verstehen. Alle absolut vertrauenswürdig. Wenn es Ihnen recht ist, werde ich in diesem kleinen Kreis Ihre Angelegenheit ansprechen. Selbstverständlich nur, wenn Oliver vorher zustimmt. Aber ich denke schon … Und dann wird sich zeigen, ob und wie ich Ihnen helfen kann. Über gewisse Kontakte.“

Bin ich naiv, oder wollte ich einfach nur erleichtert sein? Jedenfalls dankte ich ihm herzlich.

15. September

Mannomann, je länger ich darüber nachdenke, um so mehr kommt mir alles wie ein Spionageroman vor. Oder wie eine Persiflage davon. Dieser Dr. Schmitz ist schon eine eigenartige Gestalt, ziemlich geheimniskrämerisch, und sein „Freundeskreis“ mutet ebenfalls mysteriös an. Aber in seiner Position hat er natürlich Kontakte nicht nur zu Konzernvorständen und Wirtschaftsbossen, er kommt ja sicher auch mit Bürgermeistern, Polizeichefs, Oberstaatsanwälten, Richtern zusammen, aus repräsentativen

Gründen, „Sie verstehen“. Und soviel ich „von anderer Seite“ gehört habe, reist er sehr häufig, nimmt oft an Tagungen und Kongressen teil, und hat einen großen Bekanntenkreis und viele „Beziehungen“. Weshalb sollte ich mich da über einen illustren Freundeskreis aus „einflußreichen Entscheidungsträgern“ wundern? Morgen nachmittag werde ich ihn treffen. Ich sehe der Begegnung gelassen entgegen. Vielleicht will mein Verleger mir einfach nur einen saftigen Streich spielen, wer weiß? Das ganze ist zu versponnen, als daß ich es inzwischen noch ernst nehmen könnte.

Moni versuchte mich zu beruhigen. Sie lacht über Dr. Schmitz und über mein Verhalten. Insgeheim habe ich den Eindruck, daß es sie doch ganz schön mitnimmt. Nun, in wenigen Tagen wird das Theater vorbei sein.

15. September abends

Jetzt fange ich schon an zu spinnen. Meine Manuskripte lagen heute ein wenig anders, als ich es gewohnt bin. Es waren zwar nur — wie üblich — chaotische Papierhaufen, aber normalerweise finde ich mich glänzend darin zurecht. Zwei Kapitel befanden sich nicht an ihrer üblichen Stelle. Ach was, ich sehe schon Gespenster. Vermutlich habe ich gestern abend mein geordnetes Chaos durcheinander gebracht, als ich mich mit nicht gerade niedrigem Alkoholspiegel an meine Notizen setzte, da ich meine Erlebnisse unbedingt zeitnah zu Papier bringen wollte.

16. September

Oliver will mich kennenlernen, verkündete Dr. Schmitz mir, als ich ihn im Finanzamt aufsuchte. Nicht in seinem Büro wartete

er auf mich, sondern im Bibliotheksraum. „Woher soll ich wissen, ob man uns im Büro nicht abhört?“ lautete seine Erklärung. „Übrigens bitte ich Sie dringend, nicht mehr hierher zu kommen.“ Er schaute sich nervös um. „Das könnte zu … ähm … Verwicklungen führen.“

19. September

Klein und dick, Mondgesicht und einen Haarkranz. Ich fühlte mich ein wenig an den Schauspieler und Komiker Danny de Vito erinnert. Eigentlich hatte ich mir einen „Agenten“ anders vorgestellt. Nachdem ich mich im Hauptbahnhof durch dichte Menschenmassen gedrängt und mehrere Haken geschlagen hatte, um mögliche Verfolger abzuwimmeln, stieg ich in einen großen schwarzen Wagen mit undurchsichtigen Scheiben (Ich weiß, ich weiß, aber was kann ich dafür, wenn die Wirklichkeit so viele Klischees bedient?).

Oliver gab mir nicht die Hand, ja er schaute mich zuerst nicht einmal an. Daher äußerte auch ich mich nicht und verharrte still neben ihm. Auf ein Zeichen Olivers hin setzte der Chauffeur den Wagen in Bewegung.

Der Agent wirkte, als sei er in Gedanken versunken. Endlich kamen — halblaut — Worte über seine Lippen, aber er schien zu sich selbst zu reden und meine Gegenwart gar nicht zur Kenntnis zu nehmen.

„Daß Künstler einfach nie darüber nachdenken, was ihre Kunst anrichten könnte. Alle Welt spricht von Verantwortung, aber Künstler scheinen da eine Ausnahme zu sein …“

Abrupt wandte Oliver sich mir zu, so daß ich erschrak.

„Ist Ihnen denn überhaupt nicht bewußt, daß Phantasie gefährlich werden kann?“ Ich schaltete auf stur und blickte einfach geradeaus. Keineswegs war ich bereit, auf derartige unsinnige

Vorwürfe einzugehen. Hätte der Wagen sich nicht in Fahrt befunden, wäre ich ausgestiegen. Ich wollte gerade den Wunsch äußern anzuhalten, als Oliver mit sanfterer Stimme erklärte: „Bitte verstehen Sie uns, Herr von Kamp. Wir sind besorgt … sehr besorgt. Entschuldigen Sie vielmals, wenn ich mich aus eben dieser Besorgnis heraus ein wenig ungehalten benahm. Tatsächlich beobachten wir, seit Ihr letztes Buch erschienen ist, gewisse nachahmende Tendenzen. Auch aus dem Ausland wurde uns derartiges zugetragen. Sie werden verstehen, wenn ich Einzelheiten nicht vor Ihnen ausbreite, auch keine Quellen nennen darf."

Er schwieg. Überrascht und neugierig zugleich wartete ich.

„Wir sind uns gar nicht sicher, daß Ihr Buch immer der eigentliche Auslöser solch radikalen Gedankenguts war. In einem Fall konnten wir mit hundertprozentiger Sicherheit den Zusammenhang mit Ihnen — vielmehr mit Ihrem Roman — ermitteln. In einem oder zwei anderen Fällen sieht es eher so aus, als hätten sich Ideen, die den Ihren ähnlich sind, zeitgleich andernorts entwickelt. Sie sind erstaunt?" Er grinste mich breit an. „Tatsächlich konnten wir immer wieder beobachten, daß vergleichbare radikale Gedanken sich parallel in verschiedenen Gegenden, manchmal sogar Weltteilen, entfalten. Und das ist der Punkt …", er nickte mir mehrfach zu, ehe er fortfuhr, „das genau ist der Punkt, an dem Sie uns helfen können, terroristischem und demokratiefeindlichem Handeln, das auf solchen Ideen aufbaut, vorzubeugen und entgegenzuwirken."

Ich sah ihn fragend an.

„Sie ahnen — nein, Sie wissen es bereits. Unser Wunsch: Bringen Sie Ihre Einfälle zu diesem Thema zu Papier, also Überlegungen zur Eliminierung der Unangepaßten und Unbequemen, zur Gehirnwäsche, zur gewaltsamen oder gewaltfreien Bildung von Regierungen, aber auch z. B. zur Verführung und ‚Einlullung' der einfachen wie der anspruchsvolleren Menschen — Gedanken, wie sie Ihnen in den Sinn kommen, sagen wir, um einen

weiteren Roman á la ‚Dereinst…' zu schreiben. Und — stellen Sie sie uns zur Verfügung, statt sie in Buchform der Allgemeinheit zugänglich zu machen. Ihnen ist klar, das hat eine doppelte positive Konsequenz: Zum einen finden sich keine verbrecherischen Nachahmer Ihrer Ideen mehr, zum anderen wissen wir frühzeitig Bescheid, wie Vorstellungen aussehen könnten, die sich — wie gesagt parallel — in anderen Köpfen entwickeln — in Köpfen, die nicht so wohlwollend sind wie Ihr Schriftsteller-Kopf."

Das Wort „wohlwollend" klang mehr wie „naiv". Ich war hilflos und wußte nicht, was ich sagen sollte.

„Herr von Kamp", sagte Oliver geradezu pathetisch, „Herr von Kamp, Sie sind es der Menschheit schuldig. Sie, ja Sie, können Schlimmeres verhüten. — Mit Sicherheit sind Sie Idealist, innerlich berührt Sie der Mammon nicht, das ist sehr schön, aber … irgendwie müssen auch Sie leben, und Sie wollen Ihr Leben ja auch genießen, nicht wahr? Was ich sagen will: Natürlich werden wir für Ihre Leistung bezahlen, Ihnen entgehen schließlich Einnahmen aus dem Buchgeschäft — und wir zahlen nicht schlecht. Doch das nur am Rande."

„Aber, Herr … Oliver … das ganze muß ich mir noch reiflich durch den Kopf gehen lassen …"

„… sagte der Kunde zur Verkäuferin und ließ sich nie mehr bei ihr blicken. — Hören Sie, ich bin ein geduldiger Mensch, aber man sollte meine Geduld nicht zu sehr strapazieren."

Zuckerbrot und Peitsche. Das liebe ich.

„Bitte halten Sie an!" rief ich dem Fahrer laut zu. Der reagierte nicht.

„Aber, aber", redete Oliver wieder besänftigend auf mich ein und hob seine kurzen, breiten Hände, als würde ich ihn mit einer Waffe bedrohen. „Wollen wir denn Mißverständnisse zwischen uns aufkommen lassen? Sie haben vollkommen recht, nicht einfach auf mein Wort zu vertrauen. Beweise wollen Sie, und die sollen Sie auch erhalten." Er griff in seine Aktentasche und zog

eine Mappe hervor. „Hier einige Zeitungsausschnitte, die … Aber sehen Sie selbst." Er öffnete die Mappe und reichte mir daraus das oberste Blatt. Es war die Kopie eines kurzen Zeitungsartikels. Ich las ihn mehrmals durch. In Österreich waren demnach bei einem jungen Mann, dessen Wohnung die Polizei wegen Verdachts auf illegalen Waffenbesitz durchsucht hatte, große Mengen eines tödlichen Nervengifts entdeckt worden. Außerdem fanden sich bei ihm auch meine sämtlichen Romane, einschließlich ‚Dereinst…', sowie eine Art Schwarze Liste angeblich ‚minderwertiger' Menschen seines Wohnorts, einer kleinen Gemeinde nahe Wien.

Oliver gab mir die Kopien zweier weiterer Zeitungsberichte, die diesen Fall betrafen. Dem einen war zu entnehmen, daß die Polizei von einem terroristischen Hintergrund ausging, auch Komplizen vermute, diese aber bisher nicht ermitteln konnte. Der andere Bericht handelte davon, daß mehrere psychiatrische Gutachten übereinstimmend zu dem Ergebnis kamen, der mutmaßliche Terrorist sei nicht geistesgestört, sondern voll schuldfähig.

Ich muß gestehen, bei allem Mißtrauen, das ich Oliver entgegenbrachte, war ich doch schockiert. Mit zitternder Hand gab ich ihm die Blätter zurück.

„Überlegen Sie es sich. Und sobald Sie sich entschieden haben, rufen Sie mich bitte unter dieser Nummer an." Oliver reichte mir eine Visitenkarte. Auf einmal war er die Höflichkeit in Person. „Übrigens: Ich werde natürlich veranlassen, daß Sie nicht weiterhin beschattet werden. WIR vertrauen Ihnen."

Der Wagen hielt an. Oliver legte seine Hand auf meine Schulter. „Eine Kleinigkeit noch, ehe ich es vergesse: Ich empfehle Ihnen freundlichst, absolutes Stillschweigen zu bewahren. Absolutes! Wir verstehen uns." Es klang allerdings nicht „freundlichst", sondern wie eine Drohung.

Als ich ausstieg, herrschten in mir Unruhe und Verwirrung.

20. September

Moni und ich sprachen bis tief in die Nacht. Dabei leerten wir zwei Flaschen Burgunder.

Sie ist noch besorgter als ich. In welche Sache war ich da bloß geraten? Gegen zwei Uhr morgens gingen wir noch eine Runde durch den Schloßpark, um einen klaren Kopf zu bekommen.

Immer wieder drehten sich unsere Gedanken um die gleichen Punkte: Käuflichkeit der Kunst und Verantwortung der Künstler, vor allem aber die Gefahr, die uns persönlich drohte. Was ich auch machte, wie ich auch reagierte, es wäre mit Sicherheit falsch. Lieferte ich meine Werke bei Oliver ab, würde ich mich selbst damit vergewaltigen — abgesehen davon wäre ich vor diesem Hintergrund wohl ohnehin nicht in der Lage, etwas Vernünftiges zu Papier zu bringen. Bestünde ich auf einer Veröffentlichung … Ich mochte mir gar nicht ausdenken, was mir dabei zustoßen konnte. Vielleicht hatte ich einfach zu viele Thriller geschrieben — aber woher sollte ich wissen, was tatsächlich geschähe? Ich liebe Moni zu sehr, um zu riskieren, daß sie in Kürze zur Witwe wird. Außerdem stand gar nicht fest, ob es mir gelänge, weitere Romane nach der Art von „Dereinst…“ zu publizieren. Schließlich braucht man dazu einen Verleger, und mein jetziger — zumindest ließ sich dies aus seiner Freundschaft mit Oliver folgern — steckte wahrscheinlich mit dem Nachrichtendienst unter einer Decke, oder er wurde ebenso terrorisiert wie ich.

Kurz bevor wir ins Bett fielen, äußerte Moni einen Vorschlag, der mich beruhigte: Laß uns morgen in die Sauna gehen.

So suchten wir heute Mittag den orientalisch gestalteten „Palast des Sultan“ auf, wo mir meistens, wenn wir uns nach den Saunagängen ausruhen und ich in eine Art Halbschlaf falle, gute Ideen zu meinen Werken kommen. Auch diesmal ließ mich die bewährte Methode nicht im Stich.

Moni und ich besprachen den Gedanken in der Heuboden-Sauna — dort waren wir für einige Minuten alleine — und dann stand unser Entschluß fest.

Der Plan: Zum Schein sollte ich auf Olivers Angebot eingehen, ihm zwar einiges abliefern, in Wirklichkeit aber nur Krümel und Fragmente, die nicht viel hergaben. Meine eigentlichen Einfälle wollte ich heimlich aufschreiben und vorerst sammeln. Wir hofften, daß sich eines Tages die Möglichkeit der Veröffentlichung böte, vielleicht unter anderer Identität. Zukünftig werde ich darauf achten, nicht etwa Handlungsanweisungen für Terroristen zu verfassen. Aber es ist illusorisch, sämtliche Gedanken zurückzuhalten, weil jemand sie mißbrauchen könnte.

Ich habe auch schon gewisse Ansätze für ein neues Werk — einen neuen alten Roman sozusagen. Auch wenn es nur für meine Notizen ist, möchte ich an dieser Stelle nichts Näheres dazu schreiben, ehe diese Idee gereift ist. Zugegeben, ein Aberglaube von mir.

Am Abend rief ich Oliver an. Er war erfreut über meine Zusage. Als ich ihm von meiner Schreibblockade berichtete, schien er weniger begeistert zu sein. Dann aber meinte er, das mache nichts, Hauptsache sei, ich liefere ihm alles, was mir zu dem „Thema" einfiele. Dabei käme es nicht auf „Schönschrift" und perfekten Stil an. Er nannte mir ein Postfach. Zum Abschluß sagte er eindringlich: „Hintergehen Sie uns nicht." Die Betonung lag auf dem Wort „uns".

22. September

Moni schlug vor, wieder öfter die Kunstschmiede aufzusuchen. Zum einen sei es dort doch so gemütlich, und außerdem hatten wir uns in dieser Kneipe ineinander verliebt. Ich glaube, sie zielt im Grunde auf etwas anderes ab: auf den Entstehungsort von „Dereinst…". Vielleicht meint sie, dort kämen mir Gedanken für einen neuen Roman.

5. Oktober

Ich sandte Oliver den folgenden Text zu. Das Gespräch mit Dr. Schmitz hatte mich dazu inspiriert. Soll er sehen, was dieses Bröckchen ihm an Erkenntnissen beschert.

Die Benutzten: Ein Interview

„Weshalb machen Sie das alles? Was treibt Sie?“

Er sah mich lange traurig an. Dann schüttelte er den Kopf.

„Gut, was anderes. Sie sagten vorhin, die große Zeit der Kriege sei vorbei.“

„Sie bringen heutzutage nichts mehr. Sehen Sie, hier ein paar hunderttausend Tote, dort ein oder zwei Millionen — geradezu lächerlich. Die Kriege sind einfach zu begrenzt, sie lohnen kaum noch. Aber unser Ziel“ — seine Stimme schnellte in die Höhe — „erreichen wir dennoch. Einfallsreichtum ist alles.“

Ich schaute ihn neugierig an.

„Wissen Sie, mein Freund, wir gehen heute subtiler zu Werk als früher. Sie werden es kaum glauben, aber wir waren selbst erstaunt festzustellen, wie wirksam unsere neuen Methoden sind.“ Befriedigt rieb er sich die Hände. „Die Leute müssen überzeugt sein, aus eigenem Antrieb zu handeln. Dann verrichten sie jede Arbeit mit Feuereifer.“

„Können Sie Beispiele nennen?“

Er lehnte sich im Sessel zurück und zündete sich in aller Ruhe eine Zigarre an. Erst nach einigem Zögern begann er. „Schon viele Jahre vorher liefen unsere Vorbereitungen. In den Sechzigern ging es dann richtig los.“ Genüßlich ließ er die Wörter auf der Zunge zergehen. „‚Freiheit‘ hieß die Parole. Eine gute Sache.“ Er redete doppeldeutig. „Freiheit von den Werten der Erwachsenen. Die hatten zwei Weltkriege geführt, und jetzt dachten sie nur an

Häuslebauen und Auto. Konsum. Verständlich, daß die Jugend anderes wollte. Anrührend, nicht wahr?“ Er lachte. „Liebe, oder besser: ‚love‘. Frieden. Gleichheit. Wir konnten einige Vokabeln aus der Französischen Revolution wiederverwenden.“

Mir schwoll der Hals.

„Nachdem wir erst einmal die Basis aktiviert hatten, waren die Politiker am leichtesten zu handhaben. Sie verhielten sich pflichtgemäß opportunistisch.“

„Und die Medien?“

„Es war für uns ein Glücksfall, daß das Fernsehen erfunden wurde. Die Presse hat zwar sehr geholfen, aber für eine Massenbewegung … Die Glotze ist für unsere Ziele geradezu ideal. Erspart das Denken. Denken strengt an.“

„Denken ist ein Zeichen von Freiheit!“

Er lachte höhnisch. „Glauben Sie allen Ernstes, die Menschen wollen frei sein? Ist doch viel zu mühsam. Unser Glück! Ohne die menschlichen Schwächen wären wir — aufgeschmissen. Trägheit und Bequemlichkeit. Eitelkeit. Macht. Damit sind schon neun Zehntel gewonnen. Oder auch Verdrängung und Vergeßlichkeit. Es ist unfaßbar, wie schnell Menschen vergessen. Doch das Beste: Feigheit und Gleichgültigkeit. Diese beiden reichen aus, um Welten zu zerstören … Aber wir kommen vom Thema ab.“

„Politik. Und Medien …“

„Ja. Und nicht zu vergessen unseren Trumpf. Ohne den taugen auch die Medien nur die Hälfte, Kapital alleine reicht nicht aus. Unser Trumpf ist die innere Leere. Sie öffnet für äußerliche Lehren.“ Er grinste über sein eigenes Wortspiel. „Am besten natürlich für unsere Lehren. Fortschrittsglaube. Materialismus. Egoismus. Feminismus …“

„Feminismus? Aber …“

„Natürlich. Sie wollen sagen: Frauen waren in vielem benachteiligt. Also haben sie doch zurecht … Ich stimme Ihnen zu.“

„Aber wieso behaupten Sie …?“

„Es kommt auf die Mischung an. Man nehme ein paar Tatsachen, lasse hier ein wenig weg, füge dort etwas hinzu, übertreibe ein bißchen, relativiere und verabsolutiere, stilisiere die extreme Ausnahme zum Regelfall hoch, verändere Worte oder ihre Bedeutung, schaffe ein Feindbild, klebe sich das Etikett des Retters auf, darüber gieße man ehrliche Empörung — und schon gärt das Gebräu. Es gibt kaum bessere Methoden, um mit der Menschenbrut fertig zu werden. Doch, eines gehört noch dazu: Negation ausstreuen, bis der Mensch sich selbst haßt."

„Aber gerade der Feminismus mit seiner Unabhängigkeit von den Linken und Grünen und den Medien …"

„… geht seinen eigenen Weg, wie? Autonom, was? Sie Naivling."

Ich machte eine heftige Bewegung.

„Hübsch, sehr hübsch." Ein maliziöses Lächeln umspielte seinen Mund. „Je mehr sie an ihre Unabhängigkeit glauben, um so bessere Werkzeuge sind sie." Seine Stimme klang perfide. „Und all die anderen, die die Welt verbessern wollen und sich dabei selbst belügen. Perfekte Welt. Perfekte Menschen. Perfekte Tote."

Ich sprang auf. Der Stuhl polterte.

„Fünfzig Millionen Menschen", rief er mir hinterher. „Durch Abtreibung getötet. Fünfzig Millionen Leichen. Jährlich. Ein besserer Jahresschnitt als im Zweiten Weltkrieg." Seine Stimme wurde schrill. „Fünfzig Millionen! Eine phantastische Ausbeute!"

6. Oktober

Warum war ich nicht früher auf diese Idee gekommen? Im Internet recherchierte ich heute über das Bundesamt für Verfassungsschutz. Demnach kann ich dort auch „Auskunft über die zu meiner Person gespeicherten Daten" einholen. Das kann jeder, vorausgesetzt, die „Aufgabenerfüllung wird nicht gefährdet" oder die „öffentliche Sicherheit" nicht bedroht. Da ich aber

gerade unter „Observation“ der Verfassungsschützer stehe oder wenigstens einer ihrer „Fälle“ bin, würde durch Auskünfte zu eventuellen Anfragen natürlich ihre Arbeit gefährdet werden. Und für eine Bedrohung der öffentlichen Sicherheit spräche der österreichische Fall. Zu dumm, daß ich in meiner Aufregung die Kopien der Zeitungsartikel nicht bei mir behalten habe. Leider habe ich mir auch nicht gemerkt, welche Zeitungen es waren, die darüber berichteten, und kann daher bei ihnen nicht wegen der weiteren Entwicklung dieser Angelegenheit anfragen. Immerhin war das Datum aktuell gewesen, der Fall hatte sich in diesem Sommer ereignet. Vermutlich hat ein Gerichtsverfahren noch nicht stattgefunden oder ist zumindest nicht abgeschlossen, das zieht sich ja oft jahrelang hin. Dies ist wohl auch der Grund, weshalb sich im Internet hierzu nichts fand. Oder ich habe nicht die richtigen Suchbegriffe eingegeben.

11. Oktober

Die Überlegungen für mein neues Projekt reifen, wenn auch nur ganz allmählich. Moni ist so glücklich darüber, daß ich endlich wieder „Feuer gefangen“ habe. Gestern abend waren wir in der Kunstschmiede und haben gemeinsam ein wenig über die mögliche Handlung des Romans phantasiert. Moni ist, und darüber bin ich sehr froh, nach wie vor meine Muse, auch wenn sie sich in die Menschen des Immerwährenden Reichs nicht mehr hineinversetzen kann. Es endete in jener Nacht, als sie mir von Mai und Jun und Puu berichtet hatte. Die Enthüllung über die Entstehungsgeschichte des Reichs hatte sie stark mitgenommen und anscheinend seelisch so erschüttert, daß ihr die Fähigkeit des Blicks in die Zukunft verlorenging. Scherzhaft hatte ich sie damals getröstet: „Du hast ja jetzt mich, was brauchst du da noch durch andere Menschen zu leben“, und sie hatte gelacht und mir zugestimmt.

25. Oktober

Gelegentlich sende ich Oliver kurze Texte zu, damit er nicht weiter nachforscht. Am Telefon äußerte er zum wiederholten Mal seine Unzufriedenheit. Er möchte mehr sehen. Zum Glück mache ich Fortschritte mit meinem neuesten Krimi und konnte ihm auf diese Weise glaubhaft machen, daß ich nicht grundsätzlich untätig, sondern zur Zeit eben mit einem anderen Buch beschäftigt bin. Das besänftigte ihn einigermaßen. Tatsächlich gehen wöchentlich seine Überweisungen auf meinem Konto ein, „Honorare" in nicht unerheblicher Höhe. Ich bin froh, daß Geld in meinem Leben eine untergeordnete Rolle spielt. Zwar wäre es ein Leichtes, größere Zahlungen von Oliver zu bekommen, wenn ich mehr für ihn schriebe. Aber ich habe dabei einfach ein ungutes Gefühl. Zudem finde ich die Überlegung, mit Hilfe meiner Texte terroristische Bemühungen zu verhindern, von Tag zu Tag lächerlicher.

28. Oktober

Das neue Projekt will einfach nicht werden. Es fehlt der entscheidende Kick. Und ohne den kann ich den Roman vergessen. Moni sagte mir, ich würde unzufrieden wirken.

3. November

Drei Jahre lang hatte ich ihn nicht gesehen. Drei Jahre. Welch ein Zufall, ihn gestern auf dem Weg zum Aufnahmestudio fast umzurennen. Wir verabredeten uns für den Nachmittag im Café nahe dem WDR. Vorher hatte ich eines dieser lästigen Interviews.

Als wir uns dann bei einer Wiener Melange über gemeinsam Erlebtes unterhielten, machte Manni einen niedergeschlagenen

Eindruck auf mich. Wir waren früher, seit wir uns beim Germanistik-Studium kennenlernten, immer sehr offen zueinander gewesen; das hatte sich auch nicht geändert, als er sich der Politikwissenschaft zuwandte und wir uns zwangsläufig seltener sahen. Daher wagte ich, ihn auf seine Niedergeschlagenheit anzusprechen. Er blickte sich scheu um und gab mir dann einen Wink, mit ihm die Toilette aufzusuchen. Als wir dort standen, flüsterte er mir zu: „Sie haben mich zur strengsten Verschwiegenheit verpflichtet."

Das kam mir bekannt vor. Aufgeregt flüsterte ich zurück: „Sprich schon!"

„Die Verfassungsschützer haben mich auf dem Kieker. In einem Rundfunkbeitrag hatte ich einige ironische Gedanken geäußert, die man wohl leider als demokratiekritisch mißverstehen konnte. Jedenfalls hat ein junger Mann diese Gedanken aufgegriffen und in seinem Wohnort ‚aufräumen' wollen, indem er mehrere Lokalpolitiker umzubringen plante."

„Das ereignete sich nicht zufällig in Österreich? Vielleicht nahe bei Wien?" Es gelang mir kaum, die Hose zu öffnen und dem ortsüblichen Geschäft nachzugehen.

„Woher weißt du …?" Manni blickte mich entgeistert an. „Hast du etwa von dieser Sache in der Zeitung gelesen?"

„Mir ist ähnliches wie dir passiert", konnte ich gerade noch sagen, als die Tür sich öffnete und ein älterer Herr eintrat.

Wir beendeten unsere Verrichtung und nahmen wieder am Tisch Platz. Dort tranken wir aus und verließen das Café. Bei der Abschiedsumarmung flüsterte ich ihm schnell zu: „Heute abend um zehn hier. Vorher Verfolger abschütteln." Er gab mir mit einem Kopfnicken zu verstehen, daß er verstanden hatte.

Bei Dunkelheit trafen wir uns also vor dem Café und suchten eine lautstarke Kneipe auf. Dort setzten wir uns an die Theke und berichteten einander. Ihm war es ergangen wie mir. Auch er kannte Oliver, auch er hatte sich verpflichtet, seine Gedanken

gegen Bezahlung an ihn zu verkaufen. Da er diese Zumutung zuerst strikt abgelehnt hatte, war sogar — indirekt und ohne Zeugen — seine junge Tochter bedroht worden.

Irgend etwas war da faul. Aber was? Wir wollten der Sache auf den Grund gehen. Doch wie?

Es war durchaus möglich, daß Oliver nicht dem Verfassungsschutz angehörte. Aber konnten wir da ganz sicher sein? Vielleicht war auch diese Behörde in dunkle Machenschaften verwikkelt? Oder einzelne ihrer Mitarbeiter?

Wie sah es mit Dr. Schmitz aus? War er eher als Täter oder als Opfer einzustufen? Möglicherweise konnte er uns weiterhelfen. Immerhin verfügte er über zahlreiche Kontakte. Wir beschlossen, zunächst diesen Weg zu versuchen, im übrigen über dritte Personen miteinander in Verbindung zu bleiben.

4. November

Ein Schlag ins Wasser. Wenigstens wissen wir jetzt, daß wir einer Lösung unseres Problems nicht nähergekommen sind.

Heute morgen suchte ich das Finanzamt für Konzernbetriebsprüfung auf und bat im Vorzimmer unter einem Vorwand um ein Gespräch mit dem Vorsteher. Ein mir unbekannter älterer Herr empfing mich. Ich fragte nach Dr. Schmitz. „Ich bin Dr. Schmitz“, antwortete er mir.

„Reingelegt“, sagten wir als Kinder in einem derartigen Fall.

6. November

Mehr als 210.000 Exemplare wurden von „Dereinst…“ verkauft. Und jetzt teilt mein Verleger mir mit, das Buch sei von der Bundesprüfstelle für jugendgefährdende Schriften auf den Index

gesetzt worden. Ein für Moni und mich unfaßbarer Vorgang. Offizielle Begründung: Die Nacktheit der Personen. Lächerlich. Es gibt etliche Romane, in denen Nacktheit, oftmals ganzer Völker, eine Rolle spielt, auch mehrere aus den Bereichen Science Fiction und Fantasy. Aber keiner davon steht meines Wissens auf dem Index.

Uns ist klar, daß dahinter diese „Organisation" (oder wie sollte ich es nennen?) steckt, der auf jeden Fall Oliver angehört, vermutlich auch Dr. Schmitz und möglicherweise mein Verleger.

8. November

Soeben erfuhr ich durch einen mir anonym zugesandten Zeitungsartikel, daß Manni einen schweren Autounfall erlitten hat und in Lebensgefahr schwebt. Der Arme, hoffentlich überlebt er. Natürlich dachte ich sofort an die „Organisation".

10. November

Oliver meldete sich telefonisch bei mir und fragte mit geradezu schmieriger Freundlichkeit, ob ich vielleicht mehr „Stoff" liefern könne. Er sei begierig darauf, mir größere Geldbeträge zu überweisen. Zum Abschluß sprach er sein Bedauern wegen des Unfalls eines Freundes von mir aus, der ihm „zufällig" zur Kenntnis gekommen sei. Der letzte Satz lautete: „Ich bin ja so froh, daß Sie, Herr von Kamp, kooperativ sind."

Moni und ich sind ganz schön deprimiert. Gefangen in den Klauen dieser „Organisation". Wie soll es nur weitergehen? Das Schlimmste: die ständige Furcht, was als nächstes geschehen mag. Und die Hilflosigkeit. Wem können wir überhaupt noch vertrauen?

15. November

Das Wochenende in München hat uns gut getan. Endlich etwas anderes in die Augen und in den Sinn. Vor allem das Residenzmuseum schenkte uns Ablenkung. Mir kamen auch einige Ideen für zukünftige Projekte, aber bei meiner gegenwärtigen Arbeit geht es nach wie vor nur schleppend voran.

Im Münchener Hauptbahnhof drückte mir im Gedränge ein kleines Mädchen einen Zettel in die Hand. Ich hütete mich, ihn sofort anzuschauen, steckte ihn unauffällig in die Tasche. Erst auf der Toilette des ICE zog ich ihn hervor. Sollte ich der Botschaft tatsächlich glauben? Sie war von „Dr. Schmitz", der mich heimlich treffen wollte. „Privat". Auf keinen Fall (!) sollte Oliver etwas davon erfahren. Er, Dr. Schmitz, werde sich in Kürze wieder bei mir melden.

Mit Moni besprach ich während der Zugfahrt leise seinen Vorschlag. Wir waren bereit, dieses Wagnis einzugehen, immerhin hatten wir die vage Hoffnung, daß dadurch etwas in Bewegung kommen könnte.

17. November

Eine weitere Botschaft von Dr. Schmitz, diesmal überbracht von unserem Tiefkühlkost-Lieferanten, der Moni mit einem Augenzwinkern darauf aufmerksam machte, daß die Thunfisch-Pizza nie so gut schmecken werde wie „heute abend". In der Packung fand sich ein Zettel: „Um 19.30 Uhr beim Schloß Benrath, Eingang Hauptgebäude. Dr. Schmitz."

Pünktlich fand ich mich am Schloß ein und ging zum Besuchereingang hinab. Es war noch niemand da. Nach einigen Sekunden huschte eine Gestalt die Treppe herab: Dr. Schmitz.

„Kommen Sie", bat er mich, „gehen wir ein wenig im Park spazieren."

Also stiegen wir wieder hinauf und betraten den Park. Dr. Schmitz ging schweigend neben mir her. Nach zwei Minuten bogen wir in den Schlangenweg ein. Da die Bäume weitgehend entlaubt waren und die Sterne am klaren Himmel funkelten, konnten wir einander trotz des Neumonds gut sehen. Endlich begann er zu reden.

„Sie wundern sich vermutlich, Herr von Kamp, daß ich, der Sie da mit hineingezogen hat, Sie um eine Unterredung bitte. Inzwischen dürften Sie auch wissen, daß ich nicht derjenige bin, der zu sein ich vorgab. Ich kann Sie nur um Verzeihung bitte. Es tut mir aufrichtig leid. Kann ich es Ihnen verdenken, daß Sie mir nicht glauben? Vielleicht werden Sie die Ehrlichkeit meines Bedauerns erkennen, wenn Sie mir zugehört haben. Es ist eine unschöne Geschichte, die ich jetzt berichten werde, und sie wird Sie leider noch zusätzlich belasten, vielleicht aber auch helfen, aus der Verstrickung in die ‚CS' herauszukommen. CS, das bedeutet ‚Changing Society' und ist in seiner dreifachen Bedeutung durchaus wörtlich zu nehmen: ‚ändernde Gesellschaft', also eine Vereinigung von Menschen, die etwas ändern wollen, sodann ‚die Gesellschaft ändernd' und schließlich ‚die sich ändernde Gesellschaft'."

Er machte eine kurze Pause und blickte mir forschend in die Augen.

„Ja, ich glaube, es war richtig, mich mit Ihnen in Verbindung zu setzen. Ihrem Gesicht sehe ich an, daß Sie sich fürchten vor dem, was ich Ihnen zu sagen habe, und daß Sie dennoch den Mut aufbringen, es anzuhören. ‚Anzuhören von wem?', werden Sie sich fragen. Nun, meine Person spielt keine Rolle. Nur soviel: Ich gehöre dem, sagen wir: gehobenen Adel an, und ließ mich leider verleiten, bei einer Sache mitzumachen, die ich anfangs für durchaus ehrenwert hielt. Zu meiner — teilweisen — Entschuldigung sei gesagt, daß mir damals die Ziele der CS nur ausschnittsweise zur Kenntnis gekommen sind und ich so naiv war, diesen

Ausschnitt für das ganze zu halten. Erst vor wenigen Tagen erfuhr ich die volle Wahrheit. Mit den näheren Einzelheiten, soweit sie meine Person betreffen, möchte ich Sie nicht belasten."

Er zog einen Briefumschlag aus seiner Mantelinnentasche. „Hierin befinden sich Kopien verschiedener Interna der CS. Wenn bekannt würde, daß ich sie in meinem Besitz habe und sie Ihnen zur Kenntnis gebe, wäre ich meines Lebens nicht mehr sicher." Er atmete schwer. In der Nähe befand sich eine Parkbank, auf der wir uns niederließen.

„In wenigen Stunden werde ich, so Gott will, mit meiner Familie das Land verlassen haben. Wir werden versuchen, uns unter anderer Identität im Ausland zu verbergen. Es wird schwierig sein, wenngleich nicht unmöglich."

Meine innere Anspannung wuchs ins Unerträgliche.

Dr. Schmitz — so nenne ich ihn hier einfach weiter — lächelte kurz. „Sie wollen verständlicherweise rasch mehr erfahren, daher werde ich Sie nicht auf die Folter spannen. Die CS ist eine internationale Organisation, die es sich zum Ziel gesetzt hat, die Welt umzugestalten. Nicht die Staatengemeinschaft oder die Staatsformen sind Ziel des Umbaus — vorläufig jedenfalls nicht — sondern geplant ist, wie bereits angedeutet, eine Umstrukturierung der Gesellschaft. Und was als Menschenfreundlichkeit verkauft wird — wobei besonders häufig Vokabeln wie „Fortschritt", „Wohlstand", „Chancengleichheit für alle" oder „Freilegung der inneren Kreativität" verwandt werden —, hat in Wirklichkeit nicht das Geringste mit Idealismus zu tun, sondern es ist nichts weiter als reines Geschäft. Sie haben richtig gehört, es geht den Initiatoren um Geld — und um nichts anderes. Die Nichteingeweihten, die Mitarbeiter und Helfer auf der mittleren und der unteren Ebene, mögen oftmals andere Motive für ihr Engagement haben, durchaus auch idealistische — so war es bis vor kurzem bei mir gewesen —, diese Motive sind aber weder Auslöser noch Grund der CS-Bewegung. Ihren Ursprung hat die Vereinigung

in den USA, sie wurde vor wenigen Jahren von mehreren Großkonzernen als Reaktion auf die wirtschaftliche Stagnation gegründet. Von Anfang an war CS straff durchorganisiert, nur die Fähigsten zog man als Mitarbeiter heran, und Verschwiegenheit galt seit Beginn als einer der obersten Grundsätze. CS blieb nicht lange auf die USA beschränkt, sondern gründete bald Niederlassungen in etlichen Staaten, keineswegs nur in den Industrienationen, sondern auch in kommunistisch geführten Ländern und in der Dritten Welt. Mittlerweile rekrutieren die Mitarbeiter sich nicht nur aus dem Großkapital, sondern auch aus Regierungen, Geheimdiensten, Oberbehörden, Militär und Polizei. Außerdem bestehen zahlreiche Kontakte, wohlwollender Art, versteht sich, unter anderem zu den Medien. Und nicht zu vergessen: zur UN. Das Zentrum der CS und die Hauptabteilungen befinden sich trotz der weltumspannenden Aktivitäten weiterhin in den USA, ebenso die überwiegende Zahl der Mitarbeiter. Bisher duldet die US-Regierung CS lediglich und konnte sich noch nicht entschließen, sie zu fördern."

Dr. Schmitz stand auf und gab mir mit einer Handbewegung zu verstehen, daß er zurückgehen wolle.

„Gut, CS will also neue Geldquellen erschließen. Aber welche genau sind das? Und welche Methoden sollen zur Erreichung dieses Ziels angewandt werden?"

Er reichte mir den Briefumschlag. „Hierin werden Sie die Antworten auf Ihre Fragen finden. Es ist keine systematische Darstellung, aber immerhin ein guter Querschnitt der diversen Absichten. Den meisten Mitarbeitern von CS sind diese wahren Hintergründe nicht bekannt. Lesen Sie es, am Besten noch heute Nacht. Und dann … Sie sollten die Blätter vernichten, oder zumindest an einem Ort aufbewahren, wo sie nicht gefunden werden. Also keineswegs in Ihrer Wohnung. — Ich wünsche Ihnen das Beste und hoffe sehr, Sie kommen aus dieser Sache raus! Verhalten Sie sich klug, vielleicht helfen Ihnen meine Informationen."

„Ihnen wünsche ich ebenfalls das Beste“, sagte ich bewegt. Mehr fiel mir in diesem Moment nicht ein.

Wir näherten uns dem Parkausgang. Nach einem kräftigen Händedruck trennten wir uns.

19. November

Ich habe schon über viel Schlimmes gelesen, und über so manches Böse geschrieben. Aber diese Kälte und Fühllosigkeit, die aus Dr. Schmitz' Kopien spricht, ließ mich bei der Lektüre zutiefst erschaudern. Erst jetzt, 24 Stunden danach, fühle ich mich in der Lage, einige der Texte auszugsweise im Tagebuch niederzuschreiben.

„Der durch uns finanzierte ‚Club of Boston' wird in Kürze die von uns gewünschten Computerprognosen veröffentlichen, wonach die allmählich feststellbare Konsummüdigkeit in spätestens einem Vierteljahrhundert zu einer katastrophalen Wirtschaftskrise führen wird, die weltweit langanhaltende Hungersnöte zur Folge haben wird und von der wir uns nie mehr vollständig erholen werden. Nur radikales Umdenken und Konsumsteigerung innerhalb der nächsten zehn Jahre wird das Schlimmste verhindern können. Parallel zu dieser Maßnahme wird ein erschütternder Bestseller über die selbstverschuldete Verarmung der Industrienationen erscheinen. In drei Jahren, nachdem im Anschluß an den Bericht des ‚Club of Boston' zahlreiche Intellektuelle und Wissenschaftler dessen Vorhersagen bestätigt haben werden, wird ein internationaler, von der UN geförderter Kongreß die Politiker dieser Welt mahnen, schnellstmöglich alles in ihrer Macht Stehende zu unternehmen, um die bevorstehende Wirtschaftskatastrophe zu verhindern.“

„Wir müssen mehr darüber nachdenken, welche Bedürfnisse wir noch wecken können. Nachdem die Wohlstandsgesellschaft

weitgehend mit Handys gesättigt ist, müssen neue Spielzeuge für das Volk gefunden werden, deren Besitz für jedermann zu einer Verpflichtung wird."

„Religion ist insoweit zu fördern, als sie mit einem Großteil ihrer sozialen und ethischen Elemente gesellschaftlich stabilisierend wirkt. Ihre auf ein angebliches Jenseits bezogenen Aussagen sind, soweit die Kirchen dies nicht bereits selbst bewerkstelligt haben, lächerlich zu machen, zu relativieren (‚irgendein gottähnliches Wesen') oder ins Symbolische umzudeuten, da sie ansonsten zu gedanklicher Unabhängigkeit und unerwünschten Weltbildern (z. B. mit ‚entsagendem' Charakter) führen könnten."

„Die Gesellschaft muß noch mehr sexualisiert werden, vor allem die Jugend. Dadurch wird sie lenkbarer. Der Trieb tritt an die Stelle des Denkens. Außerdem sind die Menschen beschäftigt, denn Trieb, Befriedigung und Trieb lösen einander ab."

„Durch Bilderfluten und Überinformation (mit Belanglosigkeiten), wozu die Medien bereits jetzt einen hervorragenden, jedoch noch ausbaufähigen Beitrag leisten, sind die Menschenmassen zukünftig noch mehr von Problemen abzulenken, zu zerstreuen und an eigenständigem Denken zu hindern."

„Dem allen großen Modeströmungen nachlaufenden Herdentier namens Mensch muß noch weitergehend die Illusion eingetrichtert werden, jeder einzelne sei ein Individuum mit eigenen, nur ihm selbst entspringenden Wünschen. Um so besser können wir diesen ‚Individualismus' mit unseren Produkten bedienen."

„Es muß uns gelingen, das Menschenmaterial noch mehr in der Verdummung zu halten. ‚Brot und Spiele', wie schon die alten Römer wußten. Hauptsache, die potentiellen Käufer sind tagaus, tagein beschäftigt und werden mit ‚Fun' gefüttert. Alles muß zur Unterhaltung, zum Spiel umgestaltet werden, selbst die schrecklichsten Nachrichten."

„Zu beseitigen sind alle diejenigen, die nicht oder nicht mehr der Profiterzielung dienen und die die öffentlichen Kassen zu sehr

belasten, insbesondere unheilbar Kranke sowie mutmaßlich behinderte Föten. Wir müssen endlich auch mit dem Tabu brechen, daß Menschen hohen Alters, ob gesund oder krank, am Leben zu lassen sind; hier sollte in jedem Einzelfall der gesellschaftliche Nutzen erwogen werden. Sämtliche Beseitigungen sollten in der Öffentlichkeit als Wohltaten für die zu Beseitigenden dargestellt werden. Hierzu finden sich in vielen Ländern wie etwa in den Niederlanden bereits gute Ansätze, jedoch besteht auch in diesen Staaten noch ein erheblicher Verbesserungsbedarf."

„Im Bereich der Erziehung hat die sozialistische Ideologie in Teilbereichen großartige Arbeit geleistet. Die Kinder wurden ihren Eltern entfremdet und sind damit mehr unseren Einflüssen geöffnet. Vor allem wurde das Wissen und damit die Fähigkeit der eigenständigen Urteilsbildung deutlich reduziert. Viel braucht daher bei der Pädagogik nicht mehr geändert zu werden. Sicher finden sich Wege, die Allgemeinbildung noch weiter herunterzuschrauben, was insbesondere in den Ländern des Ostens erforderlich ist. Allerdings sollten die Grundfähigkeiten wie Schreiben und Mathematik wieder verbessert werden, damit die Wirtschaft nicht angesichts fehlenden fähigen Menschenmaterials (Arbeiter und Angestellte) Schaden leidet."

„Gerade in das Erziehungswesen sind weitaus mehr Methoden subtiler Gehirnwäsche mit aufzunehmen."

„Eine Möglichkeit, die Kaufsubjekte zu noch schnellerem Geldausgeben zu veranlassen, besteht darin, die Besitzgier vor allem der Jüngeren zu vergrößern. Außerdem sollte eine Pflicht zum Vererben des Eigentums schon bei Erreichen eines bestimmten Lebensalters, etwa mit 75 Jahren, eingeführt werden. Dies würde die unnützen Älteren auch eher dazu bewegen, die Gesellschaft von ihrem Dasein zu entlasten."

„Mittel- bis langfristig ist daran zu denken, diejenigen auszusondern und nicht zum Leben zuzulassen, die aufgrund ihrer Erbanlagen keine ausreichende Konsumbereitschaft aufweisen, oder

bei denen wegen ihrer genetischen Dispositionen zu befürchten ist, daß sie den gesellschaftlichen Frieden in Frage stellen, oder die durch ungewöhnliche intellektuelle oder emotionale Veranlagungen zu Störfaktoren werden könnten."

Soweit einige der Texte, die Dr. Schmitz mir mitgegeben hatte. Mit Erschrecken mußte ich feststellen, daß sich mehrmals, wenn auch nicht immer, Parallelen zu den Zielen und Methoden des Immerwährenden Reichs fanden. Zwar prägt kapitalistisches Denken die Absichten der CS, während das Reich eher eine befriedete, „glückliche" Menschheit anstrebt. Doch beiden gemeinsam ist die Menschenverachtung, die die einzelnen in der homogenen „Masse" aufgehen lassen und in bestimmte Richtungen lenken will. Ich möchte es nicht zu hoch veranschlagen, doch möglicherweise hatte ich mit meinem Roman den Verbrechern der CS einige Anregungen geliefert!

Während eines langen Parkspaziergangs sprach ich mit Moni über CS und ihre Vorhaben. Sie war ebenso wie ich ganz mitgenommen davon und konnte kaum fassen, daß es tatsächlich Menschen gibt, für die ihre Mitmenschen nichts weiter sind als Stoff zur eigenen Bereicherung, nichts weiter als bloßes „Material".

Mich ergriff Wut! Wut über diese Organisation, Wut über meine Hilflosigkeit, Wut auch über meinen Roman „Dereinst…". Hätte ich ihn doch nie veröffentlicht, dachte ich zuerst. Doch Moni meinte nur: „Du spinnst."

Da kam mir eine Idee. Ich hatte ja bereits ein neues Projekt in Angriff genommen. Es sollte sich um Variationen von „Dereinst…" handeln. Über bloße Vorbereitungen und Ansätze war ich jedoch noch nicht hinausgelangt. Vielleicht — so dachte ich jetzt — sollte ich es ein wenig anders versuchen: „Dereinst…" fortzusetzen. Zuerst nur privat für uns beide, gegenwärtig ohne Aussicht auf Veröffentlichung.

Ich mag den Begriff „aufarbeiten" nicht, sofern er im psychologischen Sinne verwandt wird. Er scheint mir eine leere Floskel zu

sein, und vermutlich liege ich damit in vielen Fällen richtig. Doch diesmal hatte ich selbst den Eindruck, etwas aufarbeiten, in mir klären zu müssen. Irgendwie hatte Moni schon recht, als sie mir vor Monaten sagte, der bisherige Abschluß von „Dereinst…“ sei für manche Leser sicher unbefriedigend. Ich hatte mich immer gewehrt, an diesem Ende der Geschichte etwas zu ändern, ich fand das unehrlich und mit meinem (um es hochtrabend auszudrücken) „künstlerischen Gewissen“ nicht zu vereinbaren. Ein „Happy End“ schien mir zu billig, und scheint es mir auch jetzt noch. Dennoch spürte ich bei unserem jetzigen Spaziergang in mir besonders stark den inneren Antrieb, mich noch einmal mit dieser Paradieseswelt zu beschäftigen, Mais und Juns Leben weiter zu beobachten. Welchen Fortgang die Geschichte um das junge Paar und um Puu tatsächlich nehmen und wie sie enden wird, kann ich allerdings beim besten Willen nicht sagen, weil ich es nicht weiß. Woher soll ich auch jetzt schon Kenntnis darüber haben, welche „Eingebungen“ mir in den nächsten Wochen und Monaten geschenkt werden?

Moni fand meine Idee sehr gut. „Fang möglichst bald damit an!“ bat sie mich inständig.

Auf jeden Fall muß Moni mitwirken und mir Anregungen schenken, denn sie ist diejenige, die das „Reich“ am Besten kennt, und sie war und bleibt meine Muse.

III. Und noch einmal?

Kunstschmiede

Vor uns eine Flasche Rotwein, und die brennende Kerze. Die Atmosphäre der Künstlerkneipe. Ringsum nur noch wenige Gäste.

Ich hatte den Fehler begangen, einen Schreibblock mitzubringen und vor mir auf den Tisch zu legen. Natürlich kamen mir keine Einfälle; wie denn auch, sie kommen nun einmal nicht auf Befehl. Ich legte den Block beiseite. Irgendwie war es mir jetzt auch egal. Wir griffen uns bei den Händen, ich sah Moni in die Augen und betrachtete, nein, genoß ihr Gesicht. Gab es für mich etwas schöneres auf der Welt? Alle Spannung der letzten Tage und Wochen fiel von mir ab, auf einmal, einfach so, ohne Grund. Monis Augen strahlten heute abend ganz besonders. Fast ahnte ich es, denn sie war bei Dr. Schulte gewesen.

„Wir erwarten ein Kind", sprach sie meine vage Vermutung aus. Von einem Augenblick zum nächsten traf mich unfaßbares Glück. „Moni …", sagte ich nur und stand auf. Sie erhob sich ebenfalls, und wir umarmten uns ein, zwei, drei Minuten, ohne ein Wort.

„Ich bin so froh darüber", sagte ich zu ihr, als wir uns setzten.

„Wenn es ein Junge ist, wünsche ich mir, daß er wie Puu aussieht … Auf jeden Fall wäre es wunderbar, wenn das Kind einen so fröhlichen Charakter entwickeln würde wie er. Immer ein Lied auf den Lippen."

Monis Stimme klang ganz anders als noch gestern. Die Niedergeschlagenheit schien verschwunden zu sein. „Was wohl aus Puu geworden ist? Oder vielmehr: in ferner Zukunft werden wird?"

„Das weiß niemand. Natürlich hoffe ich das Beste für ihn, befürchte aber zugleich das Schlimmste … Eigenartig, was? Du hast damals zukünftige Ereignisse gesehen, obwohl das doch unmöglich ist, wenn wir tatsächlich einen freien Willen haben. Und davon sind wir beide überzeugt. Na, damit sollen sich die Philosophen befassen, unser Denken ist sicher nicht tiefgründig genug. Wie auch immer, wir werden leider nie erfahren, was aus diesen Menschen geworden ist."

Statt uns Sorgen um unsere eigene Zukunft zu machen, mit Kind, mit der Bedrohung durch CS, hingen wir wie vor Jahr und Tag den Gedanken um die Bewohner eines fernen Reichs nach. Das war doch verrückt, oder?

Moni schaute minutenlang gedankenverloren in die Kerzenflamme. Ich sah sie einfach nur an und freute mich an ihrem Glück.

Soeben erhoben sich die letzten Gäste und verließen den Raum.

„Puu wird ein schöner junger Mann werden", sprach Moni leise vor sich hin.

„Vermutlich. Er sieht ja als Kind schon ganz gut aus", gab ich zurück. „Ich denke, er wird auch eine hübsche Freundin — oder soll ich sagen: Gefährtin — haben."

„Nein … ganz so hübsch ist sie gar nicht. Die Haarfarbe eher … unentschieden, weder braun noch blond. Aber sie hat ein schönes Näschen. Und sie ist — ich fühle es — eine Seele von Mensch. Übrigens ist sie jünger als Puu."

Beinahe hätte ich mein Weinglas fallenlassen. „Sag bloß, du siehst wieder ‚hinüber'?" Eigentlich eine dumme Frage. Ich setzte sofort nach: „Und was kannst du noch erkennen?"

„Sie gehen durch den Schnee, alle eingehüllt in warme Kleidung. Puu — er dürfte jetzt seinem Aussehen nach etwa Siebenundzwanzig sein — und seine Freundin, er hat sie eben Lii oder so ähnlich genannt, und Mai, und natürlich auch Jun …"

„Durch den du jetzt wieder hindurchschaust und -hörst."

„Ja … Ach, da sind noch zwei … ich glaube es sind Mädchen, vielleicht zwei bis drei Jahre alt … sie ähneln sich sehr, es müssen Zwillinge sein. Jun hat sie eben zu sich gerufen, es klang ungefähr wie ‚Ele' und ‚Ela'. Sie bewerfen sich jetzt mit Schneebällen. Es ist kalt … brrrr."

„Hm, wie ist das denn möglich? Ich denke, die Verborgenen Maschinen gewährleisten ein warmes Klima? Oder haben unsere Vier — nein, sechs sind es ja — das Immerwährende Reich verlassen?"

„Ich kann es nicht sagen. Weiß es nicht … Die Häuser sind von derselben Art wie in Juns Kindheit und Jugend, aber die Farben leuchten nicht mehr."

„Und? Was geschieht weiter, Moni?"

„Nicht so ungeduldig … ‚Opi', ruft Ele da — oder ist es Ela? ‚Was für ein Baum das da vorne? Mit den Lichtern?' ‚Das ist ein Christbaum. Und die vielen Lichter daran: Die bedeuten, daß es langsam wieder hell wird in der Welt. Und hell in dir drinnen, und in mir, und in den anderen Menschen.' "

Moni stockte. Ich beugte mich mehr zu ihr hin. „Sag schon, siehst du noch mehr?"

Sie schwieg. Eine Minute, zwei Minuten. Tränen traten in ihre Augen. „Es ist weg. Ich sehe nichts mehr!" sagte sie betrübt.

Ich faßte ihre Hände. „Na und", versuchte ich sie zu trösten. „Ist doch nicht so wichtig. Hauptsache, wir beide haben einander."

„Christian, ich war so froh, als es wieder kam. Neue Hoffnung, daß ich dir Stoff für deinen Roman liefern könnte. Und dann: Film einfach gerissen …"

„Moni, wir sind zu dritt. Ist das nicht unendlich wichtiger als der Roman?"

„Du hast recht." Monis Gesicht klärte sich, ihre Augen begannen wieder zu leuchten.

„Na siehst du. — Komm, laß uns langsam austrinken, es ist schon spät."

„Nimm du den Rest. Lieber lasse ich ab jetzt die Finger vom Alkohol. Du weißt, das Kind."

Als wir nach Hause gingen, merkte ich, daß Moni sich einerseits sehr über das Baby und über meine Begeisterung freute. Andererseits konnte sie nicht die Enttäuschung darüber verbergen, daß sie mir nicht hatte helfen können.

Im Bett schliefen wir diesmal besonders eng aneinander. Moni war sehr bald in tiefen Schlummer versunken. Nach wenigen Minuten bewegte sie sich hin und her, als hätte sie einen aufregenden Traum. Doch dann wurde sie ruhig, ihr Atem ging gleichmäßig, an der Grenze zum Schnarchen. Ich liebe diese ihre Geräusche. Vorsichtig streichelte ich über ihr Haar, dann überkam auch mich der Schlaf. Ich ließ mich sanft hineingleiten, glücklich darüber, so nah bei meinem geliebten Mädchen zu sein. Auf einmal war es mir, als sei ich wieder wach. Mich beschlich das Gefühl, mich in einem anderen Menschen zu befinden. Ich sah durch andere Augen, hörte durch andere Ohren … Da bemerkte ich, daß ich mich in einer Frau befand. Es war zwar eine andere Empfindung als in meinem eigenen Körper, aber es fühlte sich doch — ganz normal an. Ganz selbstverständlich. Erst jetzt achtete ich auf die anderen Sinneseindrücke, die ich — gemeinsam mit der Frau — wahrnahm. Ich erkannte, daß „ich" vollständig nackt war. Doch „ich" fror nicht, die Lufttemperatur war angenehm warm. Neben mir sah ich einen jungen Mann, ebenfalls nackt. Vollbart, schulterlanges Haar. Wir befanden uns in so etwas wie einem Saal von eigenartiger Bauweise, er wirkte höhlenhaft und zugleich ungemein ästhetisch, mit pastellartig gefärbten Wänden. Unfaßbar, Lichtwellen zogen durch den Raum, ganz langsam, sie gingen vom Boden aus. Nun, im Traum ist nichts unmöglich. Und dennoch: Alles nahm ich mit unbegreiflicher Klarheit wahr, als wäre ich selbst dabei gewesen.

Im Saal verteilt standen schrankähnliche Gebilde, die Schriften oder Bücher enthielten, welche zwar teilweise anders geformt und nicht so flach und glatt aussahen wie das, was ich aus meiner „Welt“ als Bücher kannte, aber wohl den gleichen Zwecken dienten. Ja, genau, das hier mußte eine Bibliothek sein. Jetzt erst fiel es mir wie Schuppen von den Augen (vielmehr von meinen Gedanken): Ich befand mich in der Bibliothek des Regierungsviertels von Magna, im Immerwährenden Reich, erlebte Mais Leben mit, und der junge Mann war Jun!

Jetzt sagte er etwas zu „mir“, in einer mir unbekannten Sprache. Und doch, ich verstand es, indem ich Mais Gedanken erfaßte — oder soll ich sagen: erfühlte? Jun sagte etwas wie: „Wo sollen wir anfangen zu suchen?“

Ich weiß nicht, ob ich mich Sekunden, Minuten oder Stunden in diesem eigenartigen symbiotischen Zustand befand. Dabei erlebte ich eine „Szene“ nach der anderen, wie im Film, nur viel lebendiger. Dann schwand mir das Bewußtsein. Als ich erwachte, schlug die Kirchturmuhr gerade vier. Moni saß neben mir und schaute mich zärtlich an. „Du brauchst nichts zu sagen“, waren ihre Worte, „ich weiß es.“

Am nächsten Morgen setzte ich mich an meinen Schreibtisch und versuchte, möglichst vieles stichwortartig festzuhalten und dann im Laufe der nächsten Tage in chronologischer Reihenfolge ausführlich niederzuschreiben. Als ich es geschafft hatte, fühlte ich mich für lange Zeit wie ausgebrannt.

Das Wichtigste

Gleich am Tag nach der Entdeckung des schrecklichen Geheimnisses über die Entstehung des Reichs suchten Mai und Jun zum zweiten Mal die Bibliothek auf. Sie ahnten, daß diese Möglichkeit für sie wahrscheinlich nicht mehr lange bestünde. In der Aufregung um den Tod und die Nachfolge des Alten hatte wohl niemand daran gedacht, den Zugang zu der untersten Ebene der Bibliothek vollständig zu sperren, aber das konnte sich natürlich kurzfristig ändern.

Und nun standen sie erneut in dem Saal, der das Wissen um vergangene Greueltaten barg. Das „Vermächtnis" des Alten war seine inständige Bitte an sie gewesen, sich um die Rettung des Reichs zu bemühen. Wie gerne würden sie ihm diesen Wunsch erfüllen. Doch sie fühlten sich damit hoffnungslos überfordert. Wie nur sollten sie eine derartig gigantische Aufgabe bewältigen? Sie hatten nicht die geringste Vorstellung. Da war ihnen der Gedanke gekommen, hier, im Zentrum des Wissens, nach einer Lösung zu suchen. Aber wie konnte eine Lösung zustande kommen? Politische Überzeugungsarbeit? Subversive Tätigkeit? Und wie sah ihr Ziel aus, was sollte an die Stelle des alten Systems treten? Im Grunde waren sie vollkommen hilflos.

Jun beruhigte Mai, die angesichts der vielen Bücher am liebsten kehrtgemacht hätte. „Laß uns in Ruhe nachdenken … Hier gibt es Unmengen von Dokumenten in den verschiedensten Abteilungen. Zu unserem Glück sind die Schränke beschriftet, so daß wir grob wissen, was wir wo finden können. Am besten

gehen wir erst einmal herum und schauen uns die Schrankbeschriftungen an."

Sie begannen also ihren Rundweg und sahen, wo welche Wissensgebiete zu finden waren: Völkerkunde etwa, Geschichte, Politik, Naturwissenschaften, Dichtung usw. In relativ kurzer Zeit hatten sie sich einen ersten Überblick verschafft, doch half ihnen auch das nicht viel weiter. So beschlossen sie, sich einen einzelnen Bereich näher anzuschauen. Vielleicht standen ja die wichtigsten Werke am Anfang oder Ende der Abteilung. Doch auch hiermit hatten sie kein Glück.

Sie wußten nicht weiter. Eine Kartei oder etwas Ähnliches fand sich nicht. „Wir können doch unmöglich alle Bücher ziehen!" meinte Jun verzweifelt. „Wenn wir nur wüßten, wo sich das Wesentliche befindet. Nur das Allerwichtigste!" rief er laut. Da auf einmal begann die Kugel im Zentrum des Raums, von der aus in regelmäßigen Abständen langsames Licht durch den Raum flutete, zu blinken. Dann bündelte sich ihr Licht und strahlte nur noch auf den unter der Kugel befindlichen achteckigen Tisch. Jun schaute Mai erstaunt an. „Sollte etwa die Kugel uns verstehen können?" flüsterte er ihr zu, als befürchtete er, sie könne ihre Absichten anderen verraten. „Bildhauerei", rief Jun, und prompt begann die Kugel zu blinken, um sodann ihren Strahl zur Abteilung der Künste zu lenken. „Diktatur", sagte Mai jetzt laut, und schon wies das Licht hin zu den Büchern über Politik.

„Wir müssen zum Tisch hin, dort finden wir hoffentlich, was wir suchen". Jun, der neuen Mut gefaßt hatte, nahm Mai bei der Hand und strebte entschlossen zur Saalmitte. Dort lag noch das Buch über die Entstehung des Reichs, das sie gestern entsetzt hatten fallen lassen. Der Tischkörper war hohl, das zeigte eine Klopfprobe, aber es fanden sich weder Schubladen noch Türchen noch Griffe. Auch ließ sich die Platte nicht anheben. Mai rief laut: „Öffne dich … geh auf … Öffnung", doch nichts geschah, weder zeigte das Licht den richtigen Weg zu ihrem Ziel, noch taten sich

verborgene Fächer auf. Da fiel ihr ein, daß der Strahl noch zu den Politikbüchern wies. „Das Wesentliche!“ Laut klang ihre Stimme im Raum. Da richtete der Lichtschein sich wieder auf den Tisch. Nach einer Weile stieg aus dessen Mitte ein kleiner Lichtkubus nach oben und blieb in Schulterhöhe schweben.

„Halt den Armreif hinein“, riet Jun, doch dieser Hinweis wäre nicht nötig gewesen, denn Mai streckte den Arm bereits aus. Im nächsten Moment löste die Tischplatte sich auf, sie verwandelte sich in ein leuchtendes Wölkchen, das nach oben schwebte und von der Kugel aufgesaugt wurde. „Ich glaube, das war hartes Licht“, sagte Jun, indem er fasziniert nach oben blickte. „Ich habe schon einmal davon gehört. Es kann die Form fester Materie annehmen.“

Mai stieß ihn an, und sie schauten in das Tischinnere hinein. Dort lagen lediglich drei Bücher, eine Rolle aus Leder sowie ein kleines Kästchen. Die Titel der Bücher: „Die Macht im Reich“, „Grundlagen der Volkserziehung“ und „Kompendium der Wissenschaft und Technik des Reichs“. Alle drei Bücher waren relativ klein, und doch, als sie einen Blick in eines warfen, stellten sie fest, daß das Papier — oder woraus immer die Blätter bestehen mochten — äußerst dünn war, so daß ein einziger schmaler Band viele hundert Seiten faßte. Das Inhaltsverzeichnis und das Vorwort belehrten sie, daß sie tatsächlich in konzentrierter Form das Wissen des Reichs in den Händen hielten, jedenfalls das, was die Autoren für das Wichtigste gehalten hatten. Bei den beiden andern Bänden war es ebenso. Schöngeistige Literatur befand sich allerdings nicht darunter.

Sie nahmen die drei Bücher, die Rolle und das Kästchen an sich und wollten den Raum verlassen. Zum Glück dachte Mai daran, den Armreif erneut in den Lichtkubus zu halten, woraufhin sich das Wölkchen niedersenkte und erneut die Tischplatte bildete. Jun hob noch rasch das Büchlein über die Entstehung des Immerwährenden Reichs auf, vielleicht wäre es für sie einmal

von Bedeutung, dann gingen sie zum Saalende, betraten den Aufstiegsschacht und schwebten nach oben. Es war spät am Abend, und kein Mensch ließ sich erblicken. Durch dunkle Gassen schlichen sie zurück zu ihrem Haus.

Untergetaucht

Mai und Jun lebten jetzt in Yulei, weit entfernt von ihrer Heimat.

Ihre Tätigkeit als Mitarbeiter des Rats hatten sie aufgegeben mit der Begründung, sie hätten den Eindruck gewonnen, für ihre Aufgabe nicht geeignet zu sein. Obwohl sie sich von Tag zu Tag in Magna unwohler fühlten und die Befürchtung hegten, ihr Diebstahl könne entdeckt werden, ließen sie sich Zeit, damit ihr Aufbruch nicht nach Flucht aussehe. Von der Witwe des Alten verabschiedeten sie sich herzlich, Puu weinte dabei sogar herzzerreißend. Dann, nachdem sie sich noch einmal heimlich mit dem Domverwalter getroffen hatten, der ihnen einige Adressen gab, verließen sie zusammen mit Puu Magna.

Sie eilten so schnell wie möglich in ihre Heimatgemeinde zurück und brachten Puu zu seinen Eltern. Es folgte der kurze und sehr schmerzliche Abschied von ihm und von ihren eigenen Angehörigen. Unmöglich konnten sie hier bleiben, denn zum einen ließ es sich nicht ausschließen, daß man sie wegen ihres Vergehens, falls es entdeckt werden sollte, bestrafen würde, zum anderen hatten sie das ungute Gefühl, sie könnten im Falle größerer politischer Umwälzungen wegen ihrer engen Zusammenarbeit mit dem Alten verfolgt werden. War ihr Mißtrauen angesichts ihrer Erfahrungen der letzten Zeit ein Wunder?

In der Stadt Yulei nahe der Reichsgrenze, die sie erst nach etlichen Tagesmärschen erreichten, meldeten sie sich nicht bei den Behörden. Diese interessierten sich im Moment auch wenig für ihre alltäglichen Verwaltungsaufgaben. Denn es war — wie

Mai und Jun später erfuhren — in den Behördenkreisen durchgesickert, daß im Rat Machtkämpfe stattfanden und der Wechsel des Ratsvorsitzes möglicherweise die Entlassung vieler Beamter zur Folge haben könnte. In geringem Umfang war dies bei jedem Regierungswechsel der Fall gewesen, doch jetzt drohte eine größere Umwälzung.

Mai und Jun kamen bei dem jungen Paar unter, das sie am Sterbebett Grans kennengelernt hatten. Der junge Mann hieß Peh, der Name der Frau lautete Tra. Sie hatten sich in Yulei niedergelassen, um hier eine Untergrundgemeinde ihrer Kirche aufzubauen.

Hier erst fanden Mai und Jun Zeit, sich in die mitgenommenen Bücher zu vertiefen. Das Kästchen und die Rolle hatten sie bereits in Magna geöffnet und darin einen gewöhnlich aussehenden Armreif bzw. verschiedene Pläne gefunden, die diverse Anlagen der Hauptstadt betrafen. Als sie jetzt die mitgebrachten Bände lasen, erschraken sie erneut über die Menschenverachtung, die sozusagen eine der Grundlagen des Staates bildete. Andererseits staunten sie über die unvorstellbaren organisatorischen und technischen Leistungen, die den Bestand des Reichs gewährleisteten. „Die Macht im Reich“: Jetzt erst erkannten sie die eigentlichen Aufgaben und Ziele der verschiedenen Staatsorgane und der Träger der Gewalten, jetzt erst durchschauten sie diverse subtile Unterdrückungsmechanismen und lasen über eine Vielzahl von Möglichkeiten, die Bevölkerung dumm und abhängig zu halten und dabei in ihr die Illusion zu schaffen, den Regierenden läge nichts mehr am Herzen, als den Menschen Glück und Wohlstand zu schenken. Noch mehr erschütterte sie die Lektüre der „Grundlagen der Volkserziehung“, denn sie selbst waren Erzieher gewesen und hatten — ohne Wissen und Wollen — daran mitgewirkt, junge Menschen so zu formen, wie es den Herrschenden gefiel. Mai und Jun schämten sich deswegen. Aber vielleicht bot dieses Buch, boten alle vier Bücher die Chance,

den Menschen des Reichs endlich die Augen zu öffnen, indem sie ihnen diese Schriften vorlegten? Diesen Gedanken verwarfen sie jedoch schnell, denn sie waren sicher, fast überall würden sie auf Ablehnung und Unglauben stoßen: Zu ungeheuerlich war das, was in den Schriften behauptet wurde. Und zu unbequem, angesichts der gegenwärtigen Lebensumstände.

Auch nachdem Mai und Jun die Bücher jedenfalls in groben Zügen studiert und gemeinsam viel darüber gesprochen hatten, war ihnen nicht klar, wie sie dem Wunsch des Alten nachkommen könnten.

Eines Vormittags luden Peh und Tra sie ein, mit ihnen an einem geheimen Gottesdienst teilzunehmen. Sie folgten ihren Gastgebern in den die Stadt umgebenden Wald. Dort betraten sie durch einen versteckten Eingang eine unterirdische Höhle. Sie stiegen eine Treppe hinab und gingen dann einen schmalen, nur mit Fakkeln beleuchteten Gang entlang, der sich nach kurzer Strecke vor ihnen zu einem großen Raum weitete. Es war tatsächlich eine Naturhöhle mit Felswänden und steinigem Boden, kein künstlich angelegter Saal. Wände und Boden leuchteten nicht, und wegen der Kühle froren sie sogar ein wenig. Das einzige Licht ging von einem Feuer in der Mitte des Raums aus. Etwa dreißig Männer, Frauen und Kinder befanden sich in der Höhle. Peh stellte die Gäste vor, und alle begrüßten sie herzlich.

Es kam noch ein junges Paar mit vier Kindern, dann begann die Feier. Aus einer Holztruhe nahm der älteste Mann Festkleider heraus und verteilte sie an die Anwesenden. Dann entzündeten die Kinder Kerzen am Feuer (leuchtende Stäbe in ähnlicher Form kannten auch Mai und Jun, aber deren Licht stammte nicht aus echten Flammen) und verteilten sie unter den Teilnehmern. Alle setzten sich auf grobe Holzklötze, der Priester (es war der alte Mann) trat vor sie hin und sprach ein Gebet. Dann betete die ganze Gemeinde, man sang Lieder, der Priester hielt eine Predigt, dabei erwähnte er ein Himmelreich und einen Herrn, und

schließlich teilten sich die Erwachsenen — mit Ausnahme der Gäste — und die älteren Kinder ein Gebäck. Mai und Jun kam das alles so fremdartig vor, obgleich Peh und Tra sie vorbereitet hatten. Dennoch fühlten sie sich hier wohl. In der dunklen, kühlen Höhle wirkte das Licht der Kerzen nicht nur anheimelnd, sondern es ließ in ihnen so etwas wie kindliche Freunde aufkommen. Inmitten der ihnen doch fremden Menschen fühlten sie sich wie zu Hause, von Sympathie und Wärme umgeben. Als man sich verabschiedete, um wieder zum Alltag zurückzukehren, umarmten sich alle mit inniger Herzlichkeit, einschließlich der Kinder.

Mai und Jun wollten auch aufbrechen, da bat Tra sie, noch ein wenig zu bleiben, der Priester würde gerne mit ihnen reden. So setzten Mai und Jun sich wieder hin. Der alte Mann hatte, ohne näheres zu erfahren, von Peh gehört, sie seien in Schwierigkeiten. Gerne würde er ihnen seine Hilfe anbieten. Und wenn er nur in der Lage sei, für sie zu beten. Mai und Jun waren über diese Hilfsbereitschaft gerührt. Ein kurzer Blick in Mais Augen überzeugte Jun, daß auch sie diesem Mann vertraute. So schilderten sie ihm die Geschichte mit Puu, ihre Erfahrungen in Magna sowie die Erkenntnisse aus den Büchern.

„Ich habe mir schon einiges davon gedacht — der Mensch ändert sich auf Erden nur wenig“, sagte er. „Aber daß es so entsetzlich ist …“ Er brauchte eine Zeitlang, um sich zu fassen. „Und Ihr wollt jetzt wissen, was man da machen kann, nicht wahr? … Ich denke, einen Rat werde ich Euch nicht geben können. Vielleicht meint Ihr, unsere Kirche könne eine Revolution bewirken, oder sogar staatstragend werden. Aber … dann würde sie sich selbst untreu werden. ‚Mein Reich ist nicht von dieser Welt‘, hat der Herr gesagt. Es wäre wunderbar, wenn diese Welt etwas von der Lehre der Kirche annähme — es wäre heilsam für sie. Aber wir können es ihr nicht aufzwingen. Leider hat auch unsere Kirche in dieser Hinsicht manches Mal schwer gesündigt …“ Er schaute

gedankenversunken zu Boden. „Wenn Ihr Freude daran habt," sagte er nach einer Weile, „dann besucht uns doch wieder einmal. Ihr seid immer gern gesehen."

Als die beiden Paare in die Stadt zurückgekehrt waren, erfuhren sie durch Nachbarn, daß sich im Weisenrat die „Reformgruppe", deren Führerin die Widersacherin des Alten war, durchgesetzt hatte. Mai und Jun wußten, daß das nichts Gutes bedeutete.

Reformen

Zunächst schien sich eine positive Entwicklung anzubahnen. Im Anschluß an die großartigen Feiern zur Wahl der neuen Vorsitzenden verkündete der Rat der Weisen, zukünftig werde der Wohlstand noch weiter wachsen. „Alles wird noch besser werden." Hierzu, so wurde erklärt, seien einige kleinere Umstrukturierungen erforderlich. Diese betrafen insbesondere den Bereich der Pädagogik. Für die Kinder verlängerte sich die Zeit der täglichen gemeinsamen Erziehung, sie erstreckte sich bald auch auf den gesamten Nachmittag, und dreimal jährlich durften die Kinder ihre Eltern mehrere Tage hintereinander nicht sehen. Etlichen Eltern fiel auf, daß ihre Kinder verschlossener wurden und kaum mehr etwas von ihrem Schulunterricht erzählten. Auch hörte man jetzt des öfteren von Großeltern den Spruch: „In unserer Jugend waren wir aber fröhlicher als die Kinder heutzutage." Nun gut, das konnte natürlich mit einer Verklärung der eigenen früheren Jahre zusammenhängen. Seltsam war nur, daß man derartiges gegenwärtig häufiger vernahm.

Inzwischen mehrten sich auch Gerüchte über verschwundene und nicht wiedergefundene Kinder.

Die Erwachsenen entdeckten, daß die Erholungsanlagen um neue Attraktionen bereichert wurden. Anderseits wurde von ihnen jetzt mehr Entsagung als bisher gefordert. „Je mehr Verzicht, desto größer das Glück."

Und noch etwas Neues kam hinzu: Alle Personen, die älter als 18 Jahre waren, hatten sich jetzt, „zu ihrem eigenen Vorteil",

im Abstand von acht Tagen zu Formelwiederholungsgruppen zusammenzufinden. Wer sich weigerte, wurde drei Mal gemahnt. Danach drohte die gesellschaftliche Ächtung.

Über ihre christlichen Kontakte erfuhren Mai und Jun, daß es innerhalb des Weisenrats in letzter Zeit einige unerklärliche Todesfälle gegeben hatte, eigenartigerweise nur unter früheren Freunden des Alten. Zwei von ihnen waren durch einen Unfall ums Leben gekommen. Die Witwe des Alten verschwand spurlos. Mai und Jun, die all diesen Entwicklungen hilflos gegenüberstanden, konnten nur hoffen, daß sie von sich aus geflohen war. Jetzt sahen sie, daß ihre eigene Entscheidung, frühzeitig in den Untergrund abzutauchen, richtig gewesen war.

Ganz allmählich wurde in der Bevölkerung eine leichte, doch wachsende Unzufriedenheit mit der Regierung spürbar. Die Menschen verglichen ihre jetzigen Verhältnisse mit früheren Zeiten und stellten fest, daß sie sich — trotz der gestiegenen Annehmlichkeiten — unter dem Vorsitz des Alten einfach besser gefühlt hatten. Kritik an den Regierenden zu artikulieren waren sie nicht gewohnt, aber sie merkten wohl, daß ihre Freiheiten eingeschränkt wurden und an die Stelle ihrer bisherigen weitgehenden Gleichgültigkeit gegenüber der Volkslenkung — in die wohl gelegentlich ein gewisses Unbehagen hineingespielt hatte, das aber im Regelfall verdrängt worden war — nun Angst trat, Angst, die man zwar auch nicht so recht wahrhaben wollte, die sich jedoch nicht mehr einfach unterdrücken ließ. Die neue Ratsvorsitzende wurde denn im Volk auch bald „die Strenge“ genannt, was alles andere als liebenswert gemeint war.

So hielten Mai und Jun sich weiterhin verborgen. Wie gerne hätten sie etwas unternommen, um ihren Mitmenschen zu helfen, aber sie fühlten sich zu schwach dafür.

Mai war inzwischen schwanger geworden. Beide freuten sich unsagbar auf ihr erstes Kind.

Eines Tages, als sie wieder an einem Gottesdienst in der Höhle teilnahmen — sie taten es nicht regelmäßig, aber es hatte für sie doch immer etwas Tröstliches —, nahm als Gast eine ältere Frau teil, die sie als Weise aus dem Rat kannten. Diese Frau, sie hieß Fae, eine enge Freundin des Alten und seiner Frau, war hoch erfreut, Mai und Jun hier anzutreffen. Nach dem Gottesdienst sprachen sie lange miteinander, Fae berichtete von Mordanschlägen der Reformpartei, und daß sie selbst vor einiger Zeit aus Magna geflüchtet sei. Mai spürte, daß Fae sie beide in dem Gespräch auf ihre eigene Einstellung hin prüfte. Erst als diese Prüfung anscheinend zu ihrer Zufriedenheit ausgefallen war, zeigte sie sich bereit, sich ihnen vollständig zu offenbaren. Sie erzählte Mai und Jun, sie selbst sei keine Christin, und ob sie jemals eine Anhängerin dieser Ausgestoßenen werde, könne sie jetzt nicht sagen. Doch immerhin habe sich gezeigt, daß man bei diesen Menschen gut unterkommen könne und sie vertrauenswürdig seien. Das Wichtigste für sie: Die Anhänger dieser „Sekte", selbst erfahren in Verfolgungen, seien verschwiegen. Mai und Jun erfuhren, etliche der Getreuen des Alten seien aus Magna geflohen und hätten sich nun in der Nähe von Yulei zu einer Gruppe zusammengeschlossen. Ziel dieser Gruppe sei es, eines Tages die Regierung zu stürzen und den Staat wirklich zum Wohle der Bevölkerung zu reformieren.

In Gedanken hegten Mai und Jun gewisse Befürchtungen. Schon wieder eine neue Reform!

Was Fae ihnen daraufhin erzählte — und Mai merkte, daß dies ernst gemeint war —, beruhigte sie allerdings. Lange habe man sich überlegt, ob die bisherige Organisation des Reichs auf den richtigen Grundlagen ruhe — auf Grundlagen, die das Wohl der Menschen im Auge hätten. „Zugegeben, das Reich ist befriedet, und der einzelne mehr oder weniger glücklich. Zumindest war das bis vor kurzem so. Aber zugleich wird das Volk … bevormundet. Die meisten merken — oder merkten — es nicht einmal."

„Wie ist man zu diesen Überlegungen gelangt?“ fragte Mai.

„Vielleicht wären wir gar nicht darauf gekommen oder hätten es nicht ernsthaft erwogen, wenn alles so geblieben wäre wie bisher. Aber die jetzigen neuen Erziehungsregelungen … Das Volk wird unzufrieden und spürt, daß etwas nicht in Ordnung ist. Dabei sind diese Maßnahmen, wenn man es genau besieht, eine konsequente Fortsetzung und Ausweitung dessen, was wir bisher schon hatten. ‚Wir brauchen mehr und mehr und immer mehr, wir müssen noch weiter in die gleiche Richtung gehen, um auch den letzten Makel an der absoluten Schönheit zu beseitigen‘, sagt der jetzige Weisenrat. Aber … unsere kleine Gruppe wäre von sich aus vermutlich immer noch nicht darauf gekommen, daß das nicht stimmen kann, wenn nicht …“

„Ja, wenn nicht …“ Jun war so aufgeregt und konnte die Spannung kaum aushalten.

„… Bia, die Frau des Alten, uns auf diesen geradezu revolutionären Gedanken gebracht hätte.“

„Sie lebt also!“ rief Mai erfreut aus.

„Ja, sie ist rechtzeitig aus der Hauptstadt geflohen und hat sich uns angeschlossen, um …“

„Können wir Bia sehen?“ unterbrach Jun Fae unbeherrscht.

„Das wird sich machen lassen. Also, wir haben in der Gruppe einige Ideen, wie wir der Bevölkerung helfen können — wie wir es vielleicht besser machen können, als es bisher war. Auch hier haben wir Bia viel zu verdanken, denn sie hat … Am Besten, Ihr sprecht mit ihr selbst. Morgen vormittag Treffpunkt hier?“

*

Daß sich am nächsten Tag das Wiedersehen mit Bia überaus herzlich gestaltete, braucht wohl nicht ausführlicher geschildert zu werden. Nachdem Fae Mai und Jun an der Höhle abgeholt hatte, waren sie nach einem kurzen Fußmarsch über Waldwege

in ein benachbartes Dorf gelangt, wo Bia bei Freunden untergekommen war. Lange erzählten sie sich über ihre Schicksale, und Bia erkundigte sich besonders auch nach Puu. Am Nachmittag kamen noch einige Mitglieder der verschwörerischen Gruppe dazu, und man sprach über Möglichkeiten, die jetzige Regierung abzulösen und ein neues Regierungsprogramm aufzustellen.

Bia und ihr Mann hatten immer viel über seine Tätigkeit als Ratsvorsitzender gesprochen, und sie hatte ihm, was er gerne und dankbar angenommen hatte, manche klugen Ratschläge erteilt. In den letzten Jahren seines Lebens, das durch einen Giftanschlag beendet worden war, hatte er wiederholt Zweifel an dem System des Immerwährenden Reichs gehegt und sich selbst Vorwürfe gemacht, zur Festigung dieses Systems beigetragen zu haben. Mit Bia hatte er manche Alternativen durchgesprochen — über die Bibliothek und insbesondere den nur ihm zugänglichen Bereich war er bestens über Politik, Geschichte und Erziehung in vergangenen Zeitaltern informiert gewesen —, doch hatte er nicht gewagt, auf eine größere Kurskorrektur hinzuarbeiten, zum einen aus Altersgründen, zum anderen, weil er die Möglichkeit eines Absturzes in das Chaos sah. Wäre er nur jünger gewesen oder hätte rechtzeitig junge Menschen von einer Änderung der Gesellschaft überzeugen können! Da hatte er zufällig von der Geschichte mit Puu, Mai und Jun erfahren und hatte begonnen, neue Hoffnungen zu hegen. Nicht lange darauf starb er.

Bei ihrer Flucht hatte Bia ein Buch über diverse Regierungsformen mitgenommen. Hieraus hatte die Untergrundgruppe zahlreiche Anregungen über eine mögliche Neugestaltung des Reichs gewonnen. Sollte es tatsächlich gelingen, an die Herrschaft zu kommen, so wollte man sich zunächst um die Grundlagen einer neuen Verfassung bemühen. Man hatte sich schon weitgehend dahin geeinigt, daß nicht die vollkommen durchorganisierte Erziehung zur Schaffung von zufriedengestellten Menschen das oberste Anliegen dieser Verfassung sein durfte. Auch bestand

Übereinstimmung, daß die Bevölkerung zukünftig nicht mehr gegängelt werden, die einzelnen aber doch durch vernünftige Gesetze einen friedvollen Umgang miteinander bewahren und ihre noch näher zu definierenden Grundrechte geschützt sein sollten. Inwieweit aber innerhalb dieses gesetzlichen Rahmens die Freiheiten reichen und Werte durch den Staat vorgegeben werden würden, darüber herrschte noch erhebliche Uneinigkeit. Welche Kräfte dürften Überzeugungen vermitteln? Die Gruppe hatte bereits in Erwägung gezogen, daß zum Zweck der endgültigen Meinungsbildung auch Ausgestoßene und die Splittergruppen außerhalb des Reichs zu befragen seien.

In den nächsten Tagen überlegten Mai und Jun, die von den Anliegen der Gruppe grundsätzlich begeistert waren, wenn sie auch sahen, daß ihnen allen noch ein langer Weg bevorstünde, wie ihr eigener Beitrag zur Veränderung der Gesellschaft aussehen könne. Jetzt, nachdem sie wußten, daß die Gruppe um Bia sich dieser Aufgabe angenommen hatte, fühlten sie eine große Erleichterung. Sie waren sozusagen nicht mehr die allein Verantwortlichen. Was sie von Bia und ihren Freunden gehört hatten, klang überzeugend und ganz in ihrem Sinne. Sie beabsichtigten, sich in Kürze dieser Gruppe, bei der sie gerne gesehen wurden, anzuschließen. Sicherlich konnten auch die Bücher, die sie aus Magna mitgenommen hatten, hilfreich sein. Die Ablösung der jetzigen Regierung schien — zumindest gedanklich — nicht unmöglich. Wenn sich das Volk gegen sie auflehnte, konnte dies zu ihrer Entmachtung führen, zumal es keine eigentliche Polizei und keine Soldaten gab, sondern nur kleine Einheiten Ausführender Beamter, die für die relativ wenigen Ordnungsmaßnahmen erforderlich waren.

Es klang alles so gut. Zu gut.

*

Wenige Tage nach dem Wiedersehen mit Bia kamen Peh und Tra ins Haus gestürzt und riefen Mai und Jun zu: „Wir müssen zusammen fliehen!“

Sie packten sofort ihre wenige Habe und verließen mit dem befreundeten Paar, das selbst auch schnell das Nötigste zusammengerafft hatte, die Stadt. Erst als sie im Wald ein gutes Stück gelaufen waren und wieder zu Atem kamen, erzählte Tra.

„Es tut uns so leid um Euch“, sagte sie innerlich aufgewühlt. „Wir beide sind Verfolgung fast schon gewöhnt, wir mußten mehrmals fliehen …“

Peh unterbrach sie: „Und doch könnt Ihr froh sein, daß Ihr mit dem Leben davongekommen seid.“

Während sie weitergingen, berichteten er und Tra abwechselnd, was geschehen war. Die Untergrundgruppe hatte Kontakt aufgenommen zu der Christengemeinde in Yulei, offenbar in der Absicht, Verbündete zu gewinnen. In der Waldhöhle hatte man ein Treffen vereinbart. Beide Gruppierungen waren mit ihren Hauptvertretern dort anwesend, als auf einmal durch den Eingang eine große Schar kräftiger Männer und Frauen hereinstürzte, mit gleichartigen Helmen auf den Köpfen. Ihr Anführer brüllte, die Versammelten seien Gefangene. Offenbar im Vertrauen auf die Würde ihres Alters wollte Bia sich ihm entgegenstellen, wurde aber sofort niedergeknüppelt. Vermutlich hat sie es nicht überlebt. Die anderen waren so eingeschüchtert, daß sie sich abführen ließen. Zu dieser Zeit befanden sich Peh und Tra gerade in einem Nebenraum, um ein Begrüßungsessen vorzubereiten. Aus diesem Raum führte ein vorsorglich angelegter Fluchtweg ins Freie. Als sie sahen, daß sie nicht in der Lage sein würden, den anderen zu helfen, entflohen sie über den rückwärtigen Ausgang. Durch die Büsche hindurch konnten sie noch beobachten, daß einer der ehemaligen Weisen, der sich erst vor kurzem der Untergrundgruppe angeschlossen und den sie beide zufällig kennengelernt hatten, mit einigen der Helmträger, die den Haupteingang

der Höhle bewachten, scherzte. Da wurde ihnen klar, daß hier Verrat im Spiel war.

Wie Mai und Jun später erfuhren, hatte die neue Vorsitzende schon seit längerer Zeit, auch bereits vor ihrer Machtübernahme, in geheimen Trainingslagern Polizeitruppen ausbilden lassen.

In Yulei benachrichtigten sie sofort die anderen Christen, die nicht an dem Treffen in der Höhle teilgenommen hatten. Diese verließen unverzüglich ihre Häuser, nicht ohne auch die Kinder der nunmehr Gefangenen mitzunehmen, und flohen in den Wald. Für solche Fälle hatten sich die Christen einen Fluchtplan ausgedacht: Niemals flüchteten sie alle zusammen, sondern jede Familie hatte einen anderen Fluchtweg, damit sie von möglichen Verfolgern nicht insgesamt gefangen genommen wurden. Erst nach Tagen vereinigte die Gemeinde sich dann wieder an einem vorher abgesprochenen Ort.

Peh und Tra schlugen vor, mit Mai und Jun gemeinsam eine weiter entfernte Stadt aufzusuchen, wo sie zunächst bei Freunden unterkommen könnten. Dann würde sich alles weitere zeigen. Mai und Jun stimmten sofort zu.

Ima

Drei Jahre lang waren Mai und Jun bereits durch die Lande gezogen. Fast überall fanden sie, vor allem auf Empfehlungen hin, Familien, bei denen sie unterkommen konnten. Nirgends blieben sie länger als einige Tage. Eine Ausnahme bildete die Zeit um Mais Niederkunft herum. Ihre Tochter wurde ihr Sonnenschein, doch sie konnten auch dem Kind nicht ersparen, von einem Ort zum anderen zu ziehen. Zum Glück waren die meisten der sie aufnehmenden Familien mit Kindern gesegnet, so daß die Kleine immer Spielgefährten fand.

So lernten Mai und Jun viele Personen kennen und lieben. Sie dankten ihnen für die Gastfreundschaft mit Gedichten und Sprüchen über die Liebe. Dabei hatten sie nicht selten den Eindruck, die Gastgeber fühlten sich hierdurch großzügig beschenkt. Meistens waren es übrigens Menschen, die kein besonders hohes Ansehen genossen, doch gelegentlich beherbergte sie auch eine Familie, deren Mitglieder sich künstlerisch große Verdienste erworben hatte.

Weshalb dieses Wanderleben? Die Verhältnisse im Reich waren immer strenger geworden, die Behörden übten eine bisher nicht gekannte Aufsicht über die Bevölkerung aus, und in den Städten hatte man Polizeistationen errichtet. Die „Behelmten", wie sie genannt wurden, patrouillierten durch die Straßen und überprüften die Passanten, sogar von Hausdurchsuchungen hatte man innerhalb des letzten Jahres gehört. In den Außenbezirken des Reichs war es zwar nicht ganz so schlimm, aber auch

hier bestand für jeden Ausgestoßenen die Gefahr, entdeckt zu werden.

Immer häufiger auf ihren Wanderungen, die genau genommen eine ständige Flucht waren, sah die junge Familie in den Zentren der Städte und Dörfer große Standbilder der Ratsvorsitzenden, „der Strengen", aufgestellt, und im Abstand von wenigen Tagen wurden Verlautbarungen verlesen, die ihre sowie ihrer Getreuen Wohltaten lautstark priesen. Nicht nur Mai und Jun, die ja einen Großteil der Wahrheit kannten, sondern auch manche aus dem Volk hatten angesichts dieser Entwicklung ein ungutes Gefühl. Unter den Schülern allerdings fand sich — oft in Opposition zu ihren Eltern — fast uneingeschränkte Zustimmung zu der Politik des jetzigen Weisenrats.

Aus der Reichsmitte mehrten sich die Gerüchte, die Hauptstadt sei zu bisher noch nie dagewesener Pracht erblüht. Von mehreren Reisenden erfuhren Mai und Jun, in Magna feiere man ein Fest nach dem anderen, dabei fließe der Wein in Strömen. Allerdings sei die Möglichkeit, die Stadt zu besuchen, stark eingeschränkt worden. Nur einige wenige der außerhalb Magna Lebenden hätten volles Zugangsrecht erhalten.

Ganz im Gegensatz zum steigenden Wohlstand im Zentrum machte sich in den anderen Städten bald eine Vernachlässigung bemerkbar. Man konnte den Eindruck gewinnen, als seien die Politiker und die Beamten gar nicht mehr sonderlich daran interessiert, die Prosperität des gesamten Reichs zu fördern. Vor allem in den Grenzregionen kam es zu einem allmählichen Verfall. Es gab Ausnahmen, sicher, aber diese beruhten vermutlich nicht auf Anweisungen „von oben", sondern auf dem tatkräftigen Einsatz einzelner Persönlichkeiten, die sich für ihre Mitmenschen verantwortlich fühlten. Doch insgesamt ging es der Bevölkerung schlechter.

Großen Wert legte der Weisenrat aber offensichtlich auf die „Behelmten", die überall im Reich besondere Vorzüge genossen

und denen viele junge Männer und Frauen nach Abschluß der Schulzeit zuströmten. Und auch der Kindererziehung wurde überall herausragende Bedeutung beigemessen.

Auf die schüchternen, doch zunehmenden Klagen der Bevölkerung hin erklärten die Behörden, der Weisenrat und ihre Vorsitzende setzten sich mit allen ihren Kräften für eine Verbesserung der Verhältnisse ein. Schuld an der Misere seien verschiedene Gruppen von Ausgestoßenen, so insbesondere diejenigen, die sich als Anhänger des Alten ausgaben, jedoch seine guten Absichten in ihr Gegenteil verkehren wollten, sowie auch religiöse Fanatiker. Sie alle würden versuchen, das Reich zu unterwandern und die Macht an sich zu reißen, um sodann eine totalitäre Herrschaft zu errichten. Dies sei auch der Grund, weshalb man sich genötigt gefühlt habe, Truppen von Behelmten ins Leben zu rufen. Außerdem sei bekannt geworden, daß fremde Völker einen Angriff auf das Reich planten. Auch hiergegen müßten Abwehrmaßnahmen ergriffen werden. All dies habe zu unvermeidlichen Einschränkungen geführt. Doch wenn erst einmal die Feinde erfolgreich abgewehrt seien … Bis dahin jedenfalls sehe man es als erforderlich an, die Kräfte in den Truppen und im Reichszentrum zu sammeln, zum Wohl des Volkes.

Eines Tages wurden Mai und Jun von Behelmten aufgegriffen und zur Wachbehörde gebracht. Ihr Kind war zum Glück nicht bei ihnen gewesen, sondern befand sich bei der Familie, in deren Haus sie zur Zeit lebten. Vor der Behörde konnten Mai und Jun ihre Identität nicht nachweisen, da sie ihre als Ausweis dienenden Armreifen vorsorglich entfernt hatten. Man vernahm sie, sie aber schwiegen. So warf man sie bis auf weiteres in das örtliche Verlies. Sie galten als mutmaßlich Ausgestoßene, sollten aber zusammen mit einigen anderen Verdächtigen vor einer Bestrafung noch der örtlichen Behördenleiterin, die sich gerade auf einer Reise befand, vorgeführt werden. Die Mitgefangenen munkelten, sie sei launisch. Sie habe, so lauteten die Gerüchte, früher

eine höhere Position in Magna eingenommen, sei aber nach dem Regierungswechsel auf eigenen Wunsch hin in die Provinz versetzt worden. Die beste Freundin der Strengen war Ima — so ihr Name — wohl nicht gewesen. Hier, fern der Hauptstadt, fand die Kommandantin, wie sie einmal gesagt haben soll, nicht „das kulturelle Angebot“ vor, das sie sich wünschte.

Mai und Jun bekamen in ihren Zellen nichts zu essen und nur wenig zu trinken. Dies machte ihnen nichts aus, denn Entbehrungen waren sie gewohnt. Viel mehr zu schaffen machte ihnen die Trennung von ihrem Kind. Und erschüttert waren sie über das, was sie in den Nachbarzellen sahen. Die Zellwände bestanden aus Gitterstäben, so daß jeder Gefangene alle anderen beobachten konnte. Oft bekamen Mai und Jun mit, wie Mithäftlinge von Wärtern geschlagen und getreten wurden — von jungen Menschen, die sicher erst vor kurzem ihre Erziehungszeit beendet hatten. Und was geschah mit denjenigen, die verurteilt worden waren? Keiner aus den anderen Zellen wußte es aus eigener Anschauung. Aber man hatte einiges von anderen gehört. So sollten Verurteilte zu Tode geprügelt worden sein. Und einem, der in einer Versammlung laut geschrien hatte, es müsse wieder so werden wie in der guten alten Zeit, als der Alte noch den Weisenrat angeführt hatte: ihm habe man sogar die Zunge ausgerissen und ihn dann in die Einöde jenseits der Grenzen verstoßen.

Mai und Jun wollten dies alles zunächst nicht so recht glauben, es mußte sich doch wohl um Übertreibungen handeln. Aber je länger sie im Gefängnis blieben und die grausamen Wärter erlebten, um so klarer konnten sie sich dies alles als Wirklichkeit vorstellen.

Endlich kehrte die Behördenleiterin von ihrer Reise zurück, und Mai und Jun wurden ihr vorgeführt. Sie hatten sich innerlich schon mit dem Schlimmsten abgefunden. Da erkannten sie, als sie vor Ima standen, in ihr jene höhere Beamtin aus Magna wieder, die sie, als sie Puu suchten, empfangen hatte. Auch Ima schien sie sofort zu erkennen. Sie schickte die Wärter fort.

„Ihr seid es“, sagte sie unbestimmt und nachdenklich. „Was machen wir denn da?“ Nach kurzem Nachdenken fuhr sie fort: „Setzt Euch erst einmal hin … Tja, wenn man sich zu sehr in der Nähe des Alten befunden hat, kommt man jetzt schnell in Schwierigkeiten.“

Lange schaute sie die beiden an.

„Euer Büchlein, das ja leider nie veröffentlicht wurde, habe ich immer noch bei mir.“ Ihre ursprünglich harten Züge wurden allmählich milder. „Ich hoffe, Ihr seid Eurer Bestimmung treu geblieben und dichtet weiterhin.“

Jun nickte.

„Gerne würde ich noch einige von Euren neueren Sprüchen hören. Hm, ich sehe, Ihr seid ohne Armreifen. Habt Ihr geschwiegen?“

Mai bejahte es.

„Gut, dann läßt sich was machen … Nehmt erst einmal von den Früchten hier, Ihr seid ja ganz schön abgemagert, und hier in der Kanne findet Ihr Wasser. Wir werden hier wahrlich nicht so verwöhnt wie die Magneser, aber Euch wird es sicher köstlich munden.“ Dann verließ sie das Zimmer.

Nach kurzer Zeit kehrte sie zurück. Inzwischen hatten Mai und Jun sich ihre Mägen vollgeschlagen.

„Ich habe alles geregelt. Ihr seid jetzt meine Gäste und werdet in einem Nachbarhaus wohnen. Bis auf weiteres. Man wird Euch neue Armreifen anfertigen, mit denen Ihr zukünftig nicht mehr in solch scheußliche Situationen geraten werdet. Die Reifen behalte ich vorläufig bei mir. Jetzt kommt erst einmal wieder zu Kräften, in wenigen Tagen sehen wir uns dann wieder.“ Und damit entließ Ima die beiden, die von Wärtern in ein Nachbarhaus gebracht wurden. Die jungen Männer behandelten sie jetzt sogar respektvoll. Es schien, als sei die Leiterin bei ihren Untergebenen gefürchtet.

Mai und Jun waren nun also unerwartet zu ihrer Freiheit gelangt, und doch durften sie sich nicht frei im Reich bewegen und

mußten Ima zur Verfügung stehen. Zwar hätten sie aus ihrem neuen Domizil einen Fluchtversuch wagen können, aber dann hätten sie — sofern sie nicht ohnehin wieder ergriffen worden und dem Zorn Imas ausgeliefert gewesen wären — ihr Leben weiter wie bisher führen müssen. So, wie es jetzt um sie stand, konnte sich immerhin eine Chance ergeben.

Noch am Tag der Haftentlassung machten sich Mai und Jun — mit Einverständnis Imas — auf den Weg, um ihre Tochter zu sich zu holen. Sie achteten darauf, daß niemand ihnen folgte, denn keineswegs wollten sie die Gastfamilie dem Verdacht aussetzen, mit Ausgestoßenen zusammenzuarbeiten. Das Wiedersehen mit dem Kind und den Gastgebern verlief tränenreich. Man hatte bereits Suchtrupps ausgesandt und dann über Kontakte von der Verhaftung Mais und Juns erfahren. Schon hatte die Gastfamilie sich darauf eingestellt, die beiden niemals wiederzusehen, und man hatte beschlossen, in diesem Fall das elternlose Kind aufzuziehen. Zum Glück war es anders gekommen.

Sicherheitshalber ließen Mai und Jun die Sachen aus der Bibliothek bei ihren Freunden zurück.

In ihrer neuen Unterkunft mußte die junge Familie keinen Mangel leiden. Zwar gab es wenig Luxus, doch auf den hatten sie ohnehin seit langem verzichten müssen.

*

Die Jahre vergingen, und das Kind wuchs heran. Das Verhältnis zwischen der Familie und Ima, die, wie sie erfuhren, Witwe war, verbesserte sich ständig. Suchte sie anfangs einfach nur „gebildete“ Gesprächspartner und hatte gemeint, Mai und Jun zu solch einem Dienst verpflichten zu können, so trat nun allmählich eine größere Zwanglosigkeit ein, ja die Beziehung ging sogar ins Freundschaftliche über. Ein- oder zweimal in der Woche besuchte man einander und plauderte einige Stunden über alles

Mögliche, nicht zuletzt über Literatur. Ima hatte in ihrem Haus eine kleine Bibliothek, und Mai und Jun liehen sich im Laufe der Jahre etliche der Bücher aus.

Mit der Zeit merkten sie immer deutlicher, daß Ima keine treue Anhängerin des jetzigen Weisenrats war, wenn sie auch, obgleich nur in der Grenzregion, einen höheren Beamtenposten bekleidete. Die jetzigen Machthaber waren ihr im Herzen sogar verhaßt, weil sie keine „Kultur" hatten. Ihren „Job" übte Ima hier aus, mehr auch nicht. Mai erfühlte, daß sie die eine oder andere subversive Bemerkung fallen lassen konnten, ohne daß Ima dies gegen sie verwenden würde.

Im Laufe der Jahre wurde die Lage im Reich nicht besser, ganz im Gegenteil. Die Unzufriedenheit unter der Bevölkerung wuchs. Oft entlud sie sich in Gewalttätigkeiten. Das Denunziantentum erblühte.

Inzwischen war das Kind von Mai und Jun sechs Jahre alt geworden. Die beiden hüteten sich wohl davor, die Kleine in eine Erziehungsgruppe zu geben, und die Behörden zwangen sie auch nicht dazu, wie sie es normalerweise getan hätten, weil sie als Imas Schützlinge galten.

Die Familie war mittlerweile auf fünf Köpfe angewachsen, das Mädchen hatte zwei Brüder bekommen.

Immer häufiger bemerkten Mai und Jun fremde Besucher bei Ima. In den Zusammenkünften zwischen der jungen Familie und der Kommandantin wurde dies jedoch von keiner Seite aus angesprochen. Bis sie sich ihnen eines Tages offenbarte.

„Kurz gesagt — ein großer Teil der Truppenführer plant einen Putsch. Sie sind nicht mehr bereit, die gegenwärtigen Verhältnisse weiter hinzunehmen. Wir wollen dabei ganz im Sinne der Frau des Alten handeln … Ihr schaut mich erstaunt an? … Nicht nur das mit Euch befreundete Paar konnte fliehen, sondern, wie

Ihr wißt, auch einige andere. Von ihnen haben wir schließlich Einzelheiten über die Absichten Bias und der Untergrundgruppe erfahren — dank der schriftlichen Aufzeichnungen, die gerettet werden konnten. Nur waren damals die wenigsten der Kommandanten bereit gewesen, einen Umsturz zu versuchen. Doch das hat sich geändert — Magna hat es übertrieben in seiner Gier, und bei vielen ist jetzt die Schmerzgrenze überschritten. Nun, bei dem Putschversuch wird Blut fließen, viel Blut. Wir sind jedoch fest entschlossen, Magna einzunehmen. Wenn Ihr also rechtzeitig einen sicheren Ort aufsuchen wollt …“ Und dabei überreichte sie ihnen die lange vorenthaltenen Armreifen, die ihre Freiheit bedeuteten. Diese Frau, die nach außen oft so hart wirkte, bekam feuchte Augen.

„Denken wir das gleiche?“ wandte Jun sich an Mai.

„Ja, vollkommen“, erwiderte Mai. Und sie sagte zu Ima: „Wir wollen nicht fliehen. Vielleicht können wir helfen, liebe Freundin.“

„Vielleicht?“ sprach Jun zu Mai.

Und Mai korrigierte sich: „Mit Sicherheit können wir es.“

Diesmal war es an Ima, sie erstaunt anzusehen. „Wie … Wodurch …?“ stammelte sie.

„Wir brauchen nur kurze Zeit. Dann wirst du näheres erfahren.“

Sie suchten ihre Freunde in der benachbarten Stadt auf, die sie innerhalb der letzten Jahre öfter getroffen hatten, und schon am frühen Nachmittag standen sie wieder in Imas Büro.

„Das hier wird den Weg weisen. Erst vor kurzem kamen wir auf die Idee, diese Gegenstände, die aus der Bibliothek des Alten stammen, eingehender zu studieren, und erkannten dabei ihre Anwendungsmöglichkeiten. Wir können uns gut vorstellen, daß mit ihnen ein größeres Blutvergießen vermieden werden kann.“

Es dämmerte bereits, als sie das Büro verließen.

*

Noch einige Zeit war erforderlich, um vertrauenswürdige Boten zu den verbündeten Truppenführern zu senden und die letzten Vorbereitungen zu treffen. Dann kam der Aufbruch.

Die Truppe Imas wurde in kleine Einheiten aufgeteilt, die sich gesondert — und auf diese Weise unauffälliger — auf den Weg nach Magna machten. Ein kleinerer Teil blieb in der Station zurück. Auf die gleiche Weise machten es die befreundeten Truppen. Nach vielen Marschtagen erreichte man den Steppengürtel um Magna, den man nachts durchwanderte, um sich anschließend in den Wäldern um die Hauptstadt zu verbergen und auf die noch fehlenden Einheiten zu warten. Endlich waren alle versammelt. Gerade in der Nähe der Stadt mußte äußerste Vorsicht gewahrt werden. Doch schienen die Machthaber die Möglichkeit eines Marsches auf die Metropole gar nicht in Betracht gezogen zu haben, denn Beobachtungsposten waren lediglich in unmittelbarer Nähe der Stadtmauer auszumachen. Wohl befand sich innerhalb der Mauern eine große Garnison.

Die Stadt durch Angriff einzunehmen, wäre wegen der Abwehreinrichtungen der Verborgenen Maschinen nahezu unmöglich gewesen. Auch eine Belagerung sah man nicht als sinnvoll an, dies hätte nur den Beginn eines blutigen Bürgerkriegs bedeutet. Nicht von außen, nein, von innen wollte man angreifen.

Es war spät in der Nacht. Ein letztes Mal überreichte Jun Ima die lederne Rolle, sie nahm die Pläne heraus und prägte sich am kleinen Lagerfeuer noch einmal die wichtigsten Punkte ein. Dann brach man auf.

Nur wenige Schritte von ihrem Lager entfernt befand sich die Ruine einer alten Verehrungsstätte. Die Mauern waren schon so weit eingesunken, daß — was Ima selbstverständlich vorher schon veranlaßt hatte — der Zugang zum Portal hatte freigeschaufelt werden müssen. Man öffnete die schweren Türflügel und trat ein, Fackeln in den Händen. Da war sie auch schon, die große, auf dem Boden liegende Steinplatte. Mit Hilfe des

mitgebrachten Werkzeugs stellte es kein Problem dar, sie zur Seite zu schieben.

Eine Öffnung wurde sichtbar. Sie sahen, daß eine schmale Treppe nach unten führte, in ungewisse Tiefe. Einer nach dem anderen stieg hinab, Ima voran, gefolgt von den anderen Befehlshabern und den Behelmten der vereinigten Truppen. Dann gingen sie ein längeres Stück einen von rohen Mauern gestützten Gang entlang. Sie stießen an eine Metalltür, die verschlossen war und weder Riegel noch Schloß aufwies. Mai trat vor und hielt den Armreif aus der Bibliothek an die Tür. Und ächzend, als wäre sie schon lange nicht mehr benutzt worden, schob sie sich zur Seite. Zuerst konnten sie gar nichts erkennen, so sehr blendete sie das helle Licht, das in ihre Augen fiel. Als sie sich daran gewöhnt hatten, sahen sie, daß vor ihnen ein in den schillerndsten Farben leuchtender Saal lag. Von ihm aus zweigten Gänge in verschiedene Richtungen ab. Der breiteste führte von der anderen Seite des Saals geradeaus weiter, offensichtlich in Richtung auf das Zentrum der Stadt zu. Er blinkte und glitzerte, als seien seine Wände mit Diamanten ausgelegt. Wohlweislich folgten sie diesem Gang nicht, denn durch die Pläne wußten sie, daß es sich um eine tödliche Falle für unerwünschte Eindringlinge handelte. Ebenso stand es um die meisten der anderen Gänge: So einladend sie ihre Farben spielen ließen, so bedeuteten sie für jeden, der sich in sie hineinlocken ließ, den sicheren Tod.

Sie durchquerten den Saal und betraten einen eher unscheinbaren, halb dunklen Weg. Nach kurzem verzweigte sich dieser in vier Stollen. Plangemäß folgten sie dem zweiten von links. Dieser kreuzte andere Wege. Aus dem Gedächtnis wußte Ima, welchen sie zu folgen hatten. Von einem Rondell aus, auf das sie trafen, führten Treppen nach oben und nach unten. Hier schien Ima unsicher zu sein und zögerte. Doch Jun, der ebenfalls die Pläne studiert hatte, wies die Richtung.

Nachdem sie die Stufen hinabgestiegen und anschließend ein langes Stück geradeaus gegangen waren, hörten sie ein eigenartiges Geräusch. Sie blieben stehen und lauschten. Es klang wie das Pochen eines Herzens. Beim weiteren Vordringen wurde es allmählich lauter. Auf einmal, als sie um eine Biegung traten, weitete sich der Gang, und vor ihnen öffnete sich ein gigantischer kreisrunder Saal: das Zentrum dieses unterirdischen Labyrinths. Hier war das Pochen fast unerträglich laut. In der Mitte des Saals schwebte eine große Kugel, die aus purem Licht zu bestehen schien und so hell strahlte, daß man sie nicht direkt anschauen konnte. An der Saalwand hingen Helme, deren Funktion schnell klar wurde: Sie dienten dem Schutz der Augen und Ohren. Nachdem die Eindringlinge sie aufgesetzt hatten, konnten sie ihren Blick auf die Lichtkugel richten. Und jetzt sahen sie, daß diese entsprechend dem pochenden Geräusch pulsierte, rhythmisch größer und kleiner wurde. Um die Energiekugel herum hingen von der Saaldecke Röhren herab, in deren trichterförmige Öffnungen von der Kugel ausgehende Lichtströme flossen. Hier lag sie nun vor ihnen, die Kraftquelle; das Innerste, das Herz der Verborgenen Maschinen, die, zumeist unterirdisch, das gesamte Reich durchzogen und den Reichsbewohnern ihre Annehmlichkeiten ermöglichten. Ein ungeheures Wunderwerk der Technik. Hier brauchte kein Mensch mehr Hand anzulegen, denn die Maschinen waren so konstruiert, daß ihre Energie für Tausende von Jahren anhielt. Und sollte jemals ein Defekt auftreten, so reparierten sie sich selbst.

Einer der Anführer wollte sich der Kugel nähern. Doch er kam nur wenige Schritte weit, denn er stieß gegen eine Mauer aus durchsichtigem Metall, die das Kraftzentrum umhüllte und die sie bisher noch nicht wahrgenommen hatten. Eine Schutzmauer, hinter der vermutlich eine Hitze herrschte, die in der Lage gewesen wäre, die Hauptstadt, wenn nicht gar das gesamte Reich, zu zerstören.

Sie gingen zwischen der Saalwand und der Schutzmauer um die pulsierende Kugel herum, und endlich fanden sie die gesuchte Wendeltreppe, der sie, nachdem sie die Helme abgenommen hatten, nach oben folgten. Jetzt war besondere Vorsicht geboten, denn bei dem nächsten Saal, den sie betreten würden, handelte es sich um das Kontrollzentrum, in dem sich Menschen aufhalten mußten. Doch zu ihrer Verblüffung fanden sie den Raum verlassen vor. Hier, von wo aus die Energieströme des gesamten Reichs gesteuert wurden, das Klima reguliert, der Pflanzenwachstum geregelt, von wo aus die Abläufe in den Lebensmittelfarmen, in den Häuserbauhallen, den Utensilienfabriken, den Reinigungskanälen überwacht wurden, hier waren sämtliche Kontrolleinrichtungen sich selbst überlassen. Gut, es war Nacht, und die meisten Vorgänge liefen ohnehin automatisch ab. Dennoch zeugte dieses Verhalten von Leichtsinn und Verantwortungslosigkeit. Und von Vernachlässigung. Spuren im Raum bewiesen, daß sich durchaus — wohl tagsüber — Menschen hier aufhielten. Aber es schienen nur einige wenige zu sein, denn die meisten Steuerungsplätze waren, wie sich aus Staubansammlungen folgern ließ, anscheinend seit längerem nicht benutzt worden.

Auch für diesen Kontrollraum hatte sich ein Plan in der Lederrolle befunden. Die Bedeutung der einzelnen Symbole war Ima und Jun erst nach eingehendem Studium klar geworden.

Die beiden wandten ihre Aufmerksamkeit gar nicht erst den Steuerungssäulen zu, die über den Raum verteilt standen, sondern gingen zu dem kleinen, unscheinbaren Kasten, der an der Wand hing. An ihm fand sich kein Öffnungsmechanismus, doch auch hier half wieder Mai, indem sie den Armreif aus der Bibliothek vor das Gehäuse hielt. Die Frontplatte löste sich in eine Wolke auf, und innen wurden mehrere Dutzend Lichtscheiben sichtbar. Sie alle sahen vollständig gleich aus und kreisten umeinander. Welches war nur die Scheibe, die sie suchten? Wenn

sie nicht die richtige wählten, konnte dies verheerende Folgen für das Reich haben. Jun erinnerte sich an die Bibliothek. Laut rief er „Magna“, und plötzlich blieben die Scheiben stehen. Eine von ihnen blinkte. Diese eine Scheibe also war es, die im richtigen Moment richtig gesteuert werden mußte. Zu diesem Zweck verblieb einer der Kommandanten, gemeinsam mit einigen Wachleuten, im Kontrollzentrum, während alle übrigen die Treppe weiter nach oben stiegen. Nach etlichen Stufen endete sie auf einer Plattform. Zwei Gänge zweigten von hier ab. Der breitere, so wußten sie, endete in der Energiebehörde. Von dort kamen in regelmäßigen Abständen die Energiesteuerungskünstler, die im Kontrollraum arbeiteten. Für die Zwecke der Eindringlinge lag diese Behörde nicht günstig. Man folgte dem schmaleren Weg und ließ einige Behelmte auf der Plattform zurück. Abrupt endete der Gang vor einer Mauer, durch die es kein Durchkommen zu geben schien. Auch hier wirkte der Armreif Wunder.

Sie traten ein — und befanden sich im Bibliotheksraum der Ratsvorsitzenden. Hier waren Mai und Jun vor Jahren gewesen, hier hatten sie von der schrecklichen Geschichte des Reichs gelesen, hier hatten sie den wundersamen Armreif und die Rolle mit den Plänen gefunden.

Über den Aufstiegsschacht schwebte man nach und nach hinauf und sammelte sich im obersten Saal der Bibliothek. Jetzt mußten sie warten. Während der folgenden Minuten verharrten alle in höchster Spannung. Und dann geschah es: Das Leuchten im Saal erlosch. Der Kommandant hatte also die Lichtscheibe deaktiviert. Schnell zogen die Verschwörer die mitgebrachte Kleidung an, entzündeten Fackeln, und strömten dann über eine Treppe nach oben ins Freie. Auch hier war es stockdunkel. Die gesamte Energie für Magna und seine Umgebung war ausgeschaltet. Das bewirkte nicht etwa nur, daß kein künstliches Licht mehr schien. Es bewirkte, daß das Klima in Magna nicht mehr von den

Verborgenen Maschinen bestimmt wurde. Die Truppen merkten dies sofort, denn es wurde rasch kälter. Kein Wunder, denn tiefster Winter herrschte, und die natürliche Temperatur lag weit unter dem Gefrierpunkt. Und das bedeutete: Die Bewohner von Magna waren hilflos der ungewohnten Kälte ausgeliefert. Sie konnten sich davor gar nicht schützen. Kleidung hatten sie keine, außer ihren Festgewändern. Doch die waren leicht und wärmten kaum. Die meisten Räume konnten nicht so abgeschlossen werden, daß die Kälte nicht mehr eindringen konnte. Heizungen gab es nicht, sie waren ja niemals erforderlich gewesen.

Der Rest war ein Kinderspiel. Ima und die befreundeten Kommandanten ließen von ihren warm bekleideten Leuten die Wohnhäuser der Weisen, ihrer Mitarbeiter und der höheren Beamten umstellen. Die meisten schienen noch zu schlafen. Nachdem sichergestellt war, daß keiner entkommen konnte, wurden sie gefangengenommen und in einen Saal der Bibliothek gebracht. Es kam zu keiner Gegenwehr, so überraschend war der Angriff gewesen. In der Bibliothek erhielten die scharf bewachten Gefangenen Kleidung.

Die Regierungsgruppen waren zwar durch den Energieausfall alarmiert worden, doch wegen ihrer ungenügenden Schutzkleidung schwächte die Kälte sie erheblich. Bis sie sich gesammelt hatten, war es zu spät. Einen Angriff wagten sie jetzt nicht mehr, da sie dadurch die gefangenen Weisen gefährdet hätten.

Noch in derselben Nacht unterzeichneten die Mitglieder des Rats ihren Rücktritt. Die „Strenge“ sowie ihre engsten Anhänger wurden in die Region jenseits der Reichsgrenzen verbannt. Die Verborgenen Maschinen schaltete man wieder vollständig ein.

Ima und die befreundeten Kommandanten errichteten in den kommenden Tagen gemeinsam mit einigen vertrauenswürdigen Weisen eine Übergangsregierung.

Nachdem die Nachricht vom Umsturz sich im Reich verbreitet hatte, liefen die meisten Truppen zu den neuen Machthabern

über. Nur einige wenige stellten sich den Umstürzlern entgegen, waren aber durch deren militärische Übermacht und durch kluges taktische Vorgehen in Kürze besiegt. Ihre Kommandanten teilten das Los der „Strengen“.

*

Mehr als ein Jahr lang tagte die Verfassungsgebende Versammlung. Die Bücher aus der untersten Ebene der Bibliothek dienten ihr dazu, die Fehler und Vergehen der früheren Reichsregierung möglichst weitgehend zu vermeiden. Ima und ihre Freunde ließen vorerst die Zustände wieder herstellen, wie sie zur Zeit des Alten geherrscht hatten. Jetzt wurden die Randprovinzen nicht mehr vernachlässigt. Vor allem legte man Wert darauf, die frühere Pädagogik wieder einzuführen, als Übergangslösung, bis man andere Wege gefunden hätte. Fortan wurde übrigens das Buch von Mai und Jun mit Texten über die Liebe in den Unterricht mit einbezogen.

Die beiden blieben nicht länger als nötig in der Hauptstadt. Bald eilten sie mit ihrer Tochter Lii und den beiden Söhnen Beth und Hem in ihre Heimat. Fast sechs Jahre lang hatten sie ihre Familie nicht gesehen, und ebenso Puu. Er war inzwischen zwölf Jahre alt und hatte, da es nun einmal so vorgeschrieben war, eine Partnerin, führte aber im Grunde nach wie vor ein eigenständiges Leben. Mit Lii verstand er sich von Anfang an bestens. Als sie sechzehn Jahre alt geworden war, heirateten die beiden und führten eine glückliche Ehe.

Die nach der neuen Verfassung gewählte Regierung schaltete einige der Funktionen der Verborgenen Maschinen ab. Fortan mußten die Reichsbewohner mehr Hand anlegen, um ihr Leben und das Leben ihrer Mitmenschen zu sichern. Doch sie wurden dadurch nicht unglücklicher, das Gegenteil war festzustellen. Auch die Klima-Regulierung deaktivierte man, so daß

es natürliche Jahreszeiten gab. Nur im Spätsommer ließ man für 30 Tage das paradiesische Maschinen-Klima zu, und in dieser Zeit trugen die Menschen, so sie es wollten, keine Kleidung.

* * *

Schon seit Wochen hatten wir nichts mehr von Oliver gehört.

Eines Tages stand ich vor einem Kiosk, und zufällig fiel mir die Überschrift des Titelthemas der Zeitschrift „Planet" in die Augen: „Verschwörungstheorien". Groß abgebildet sah man eine Erdkarte, und von Amerika kommend stürzte sich eine Teufelsgestalt auf die übrigen Erdteile. Neugierig kaufte ich das Heft. Zu Hause schlug ich es sofort auf und las den Artikel Moni vor.

Von amerikanischen Konzernen ausgehend, stand da, habe eine Geheimgesellschaft namens „Changing Society" oder „CS" versucht, die Kontrolle über die menschliche Gesellschaft zu erringen, um die einzelnen mittels perfider Methoden zu perfekten Konsumenten zu erziehen. Das Ergebnis wäre der nicht mehr des Denkens fähige Massenmensch gewesen. Kürzlich habe die US-amerikanische Regierung diese Bewegung zerschlagen, da sie ihr zu mächtig geworden sei und ihren eigenen politischen Zielsetzungen entgegengestanden habe.

Allerdings sei diese Geschichte, wie die Recherchen des Magazins ergeben hätten, lediglich von einem findigen Schriftsteller in die Welt gesetzt worden. Damit handele es sich um die neueste der bei der Bevölkerung oft für bare Münze genommenen Verschwörungstheorien.